

5. »Ich wollte die Favela zu einem besseren Ort machen«: biografische Erinnerungen einer Aktivistin

Das folgende Kapitel gründet auf fünf biografischen Interviews, welche ich zwischen 2003 und 2017 mit einer langjährigen Favela-Aktivistin geführt habe, die ich im weiteren Maria nenne. Wir haben uns darauf verständigt, alle darin enthaltenen Personennamen zu anonymisieren, weil der Text sehr persönliche Angaben enthält, von denen einige zudem Marias Sicherheit gefährden könnten. Da alle sensiblen Ereignisse jahrelang zurückliegen, schien es uns dagegen vertretbar, die vorkommenden Orte und Institutionen in ihren Klarnamen zu belassen, um sie nicht fiktionalisieren zu müssen. Die anderthalb- bis dreistündigen Interviews fanden 2003, 2005, 2010, 2012 und 2017 statt, drei davon in Rio, eines in Berlin und das letzte in einer westafrikanischen Stadt, in der Maria zu dieser Zeit lebte.

Das Kapitel dokumentiert weniger eine klassische Biografieforschung, als es mit Blick auf den inhaltlichen Fokus des Buches darauf zielt, das Politische der Favela möglichst dicht entlang der fast fünf Dekaden umfassenden Erinnerungen einer ihrer maßgeblichen Aktivistinnen zu rekonstruieren. Die biografischen Aspekte liefern das erforderliche Hintergrundwissen, um Marias Erzählungen in den sozialen und politischen Raum der Favela im Verhältnis zur Gesamtstadt einordnen zu können. Wegen des persönlichen Fokus des Kapitels lag mir hier besonders daran, keine Selektionen oder Deutungen vorzunehmen, die seine Protagonistin als falsch oder übergriffig wahrnehmen könnte. Daher habe ich die erste Fassung auf Portugiesisch übersetzen und von Maria lesen lassen, um es gemeinsam mit ihr zu diskutieren. Grundsätzlich war sie mit meinen Problematisierungen einverstanden und sie korrigierte lediglich kleinere inhaltliche Unschärfen oder Lücken. Marias Korrekturen sind in die vorliegende Version eingeflossen.

5.1 Die Familie: ein Spiegel des sozialen Kosmos der Favela

»SL: Mir erscheint deine Familie wie ein Spiegel des sozialen Kosmos der Favela. Einer deiner Brüder wurde als Bandit ermordet, ein anderer ist ein bodenständiger Arbeiter, ein weiterer lebt als teilweise obdachloser Drogen-User am äußersten Rand der Gesellschaft. Eine Schwester war zweimal mit später ermordeten Banditen verheiratet, ist jetzt alleinerziehend und konsumiert immer wieder harte Drogen. Die zwei jüngsten Schwestern sind mit einem Polizisten beziehungsweise einem Milizionär verheiratet und wohnen nicht mehr in der Favela. Und du hast an der Universität studiert und bist eine intellektuelle Aktivistin der Favela. Maria: [lacht] Ja, so ist es, manchmal sage ich zu meiner Schwester, ich weiß nicht, warum ich diesen Weg der Einsamkeit gewählt habe. Mein Glück ist, dass ich es heute nicht mehr so empfinde. Aber es hatte einen sehr hohen Preis. Manchmal, wenn ich mich sehr einsam gefühlt habe, habe ich mich gefragt, ob es nicht besser gewesen wäre, dort an den Ecken [als den Aufenthaltsorten der Gangs, SL] zu bleiben. Ich fühle mich manchmal sehr draußen, draußen aus der Familie, aus dem Kontext, das ist ein sehr großes Opfer für mich. Ich bin draußen, ich spreche eine andere Sprache.« (Interview 2010)

1961 geboren, verbrachte Maria die ersten Jahre ihres Lebens in Nova Holanda, einer *comunidade* innerhalb des Complexo de Maré. Als eine der größten Favela-Agglomerationen in der industriellen Nordzone liegt Maré zwischen der vom Flughafen in das Stadtzentrum führenden Autobahn und dem Highway der Avenida Brasil in Fußentfernung zur Guanabara-Bucht und zur Ilha do Fundão (dt. Fundão-Insel), die die Bundesuniversität (*Universidade Federal do Rio de Janeiro*) beherbergt.

Als Maria mir über ihre frühe Kindheit erzählte, in der ihre Mutter sie zusammen mit vier älteren Brüdern und ihrer ein Jahr jüngeren Schwester Christina alleine aufzog, lebte sie seit drei Jahren in einer westafrikanischen Metropole, in der sie und ihr Ehemann an der Universität arbeiteten. Sie verglich ihre Kindheits-erinnerungen mit ihren Beobachtungen in einigen irregulären Siedlungen dieser Stadt:

»Das Konzept der Freundschaft in der Favela, das Konzept der Familie in meiner Kindheit waren sehr stark. Meine Familie war nicht nur meine biologische Familie. Es war sehr ähnlich mit dem, was ich hier in Afrika erlebe, wir waren alle Geschwister, alle Nachbarinnen waren Tanten. In Nova Holanda gab es für mich eine Oma, Geschwister, die Mutter und eine Vaterfigur.« (2017)

Ihren biologischen Vater kannte Maria zu dieser Zeit nicht, er begegnete ihr erst, als sie bereits 15 Jahre alt war. Der diese positiven Erinnerungen an ein erweitertes Familienleben kontrastierende Erzählstrang über ihre frühe Kindheit reflektierte die Armut ihrer Familie: »Es gab Jahre, in denen wir fünf Tage in der Woche

Hunger litten.« (Ebd.) Nur mithilfe institutionalisierter Essensschenkungen etwa durch die lokale Polizeistation, die jeden Nachmittag die Reste ihrer Mahlzeiten an Bedürftige verteilte, konnte Marias Mutter ihre Kinder ernähren. Diese existenzielle Abhängigkeit existierte auch eine Dekade später noch, als die Familie in den Morro da Mangueira umgezogen war, eine näher am Stadtzentrum gelegene und wegen ihrer Sambaschule berühmte Favela. Dort waren es Handelstreibende auf dem nahegelegenen Wochenmarkt, die gegen Ende des Tages Übriggebliebenes verschenkten. »Es ist der Knochen eines Rinds, der übrigbleibt, der eigentlich für einen Hund ist. Wir nahmen alles, aßen es mit Kartoffeln. So war das Leben, der Instinkt des Überlebens.« (Ebd.)

Dem erweiterten Familienleben in Nova Holanda wurde Maria entrissen, als sie gegen den Willen ihrer Mutter im Alter von sechs Jahren wie all ihre Geschwister in ein Erziehungsheim verbracht wurde – ihre vier Brüder in ein Jungen-, sie und Christina in ein Mädchenheim. Leute aus der Nachbarschaft, so erklärte sie sich den Vorfall, mussten ihre Mutter bei einer Behörde angezeigt haben. Denn diese war nicht nur alleinerziehend – das hätte offiziell schon genügt, um ihr die Kinder wegzunehmen –, sondern arbeitete zudem als Prostituierte.

Bereits diese Erzählung offenbart die Ambivalenz einer gleichsam durchlöchernten Gemeinschaft, die sich durch Marias Blick auf das Alltagsleben der Favela zog. Zum einen erschienen darin Menschen aus der Nachbarschaft als solidarische Mitglieder einer erweiterten Familie, die auch Verantwortung für die Kinder von Anderen übernahmen. Zum anderen erwies sich diese Solidarität als unzuverlässige, jederzeit durch Verrate erschütterbare Praxis. Der hier vermutete Verrat bewirkte einen drastischen biografischen Einschnitt, der Marias weitere Kindheit prägte. Zusammen mit ihrer Schwester Christina verblieb sie sieben Jahre im Heim, aus dem sie erst kurz vor ihrem 14. Geburtstag verwiesen wurde, so erzählte sie, weil sie die Direktorin geohrfeigt hatte. Sie konnte zu ihrer Mutter zurückkehren, die sie jahrelang nur bei Besuchen und in den zuhause verbrachten Schulferien gesehen hatte.

Voller Respekt für ihre Mutter erzählte Maria, dass diese im Alter von 14 Jahren mit ihren Geschwistern aus dem ländlichen Minas Gerais nach Rio gekommen sei, nachdem ihr Vater gestorben war und ihre Mutter die Familie nicht mehr hatte ernähren können. Marias Mutter hatte keine Schule besucht und war bis zu ihrem Lebensende Analphabetin geblieben. Ohne jegliche Netzwerke und Schulbildung auf sich allein gestellt, begann sie ihren Lebensunterhalt durch Prostitution an einer nahegelegenen LKW-Raststätte zu verdienen. Sie habe mehr verdient als ihre älteren Geschwister, deren handwerkliches Können als Schuster oder Schneiderin kaum ihr Überleben habe sichern können. »Innerhalb des Möglichen war sie eine optimale Mutter. [...] Sie war eine schöne Frau, Analphabetin mit einem Haufen Kinder, die sie hätte verlassen können, die sie aber nicht verlassen hat, die sie in die Prostitution, ihre eigene Arbeit, hätte schicken können, es aber nicht gemacht

hat.« (2017) Als sich ihr Bruder Pedro dem Banditentum zugewandt habe, habe sie ihn nicht dabei unterstützt, obwohl er weiterhin bei ihr gelebt und die Familie aus seinen Einkünften als Drogenhändler mit Essen versorgt habe.

Das Kinderheim der 1964 gegründeten und bis heute existierenden Stiftung FUNABEM empfangen Maria und ihre Geschwister als ein durch alltägliche Gewalt und sexuellen Missbrauch geprägtes Gefängnis (siehe unten). Pedro sei dort zum Kriminellen erzogen worden, habe es erst im Alter von 18 Jahren verlassen dürfen und sei danach schnell zum lokalen Manager (i.O. *gerente*) der Drogengang aufgestiegen. Maria selbst sei es im Heim gelungen, eine Mädchengang anzuführen, um sich gegen die teilweise sexuellen Gewaltübergriffe von Älteren und Erzieher:innen zu verteidigen. Ihre Schwester habe sich hingegen als Geliebte stärkeren Mädchen unterworfen.

»Wir haben es nur als Gruppe geschafft zu überleben, es war unmöglich, im Heim allein zu bleiben, genauso wie in der Favela. [...] Das Leben in der Favela bringt dich dazu, zusammen zu sein, du musst dich zusammentun. Dieses Wissen ist für Überlebensfragen in der Favela zentral, denn du musst sehr schnell denken, um zu überleben. Du hast nicht den Luxus, morgen nachzudenken, du musst quasi gestern nachgedacht haben, um heute leben zu können.« (Ebd.)

Fast in typologischer Form veranschaulichte Maria hier unterschiedliche Überlebensstrategien in der Favela: Diejenige ihrer Schwester lag darin, sich herrschenden Zwängen und mächtigen Individuen zu unterwerfen, um ihren Schutz zu erhalten, ihre eigene hingegen bestand darin, als Anführerin Kollektive zu organisieren, um sich mit ihrer Hilfe gegen Zwang und Unterdrückung wehren zu können. Beide Strategien, so sieht es Maria, hätten ihr jeweiliges weiteres Leben geprägt.

Während Marias Zeit im Heim war die Mutter zweimal gezwungen, ihren Wohnort zu wechseln. 1971 fiel ihr Haus in Nova Holanda der Strategie des Militärregimes zum Opfer, die Favela möglichst systematisch zu zerstören. Zwischen 1968 und 1975 wurden dabei über 100 Favelas vernichtet und der Wohnraum einer Viertelmillion Menschen planiert (vgl. Kap. 2.2). Diese mussten meist in neue Siedlungen mit einem minimalen Wohnkomfort umziehen, die das Soziale Wohnungsunternehmen des Staates Guanabara (i.O. *Companhia de Habitação Popular do Estado da Guanabara*, COHAB) in weit von der Kernstadt entfernten geografischen Peripherien der Metropolregion errichtete. Marias Mutter erhielt ein solches COHAB-Apartment im damaligen Vorort Engenho da Rainha. Obwohl sie dort nur kurz bleiben konnte, erinnerte sich Maria, die den Ort mochte, noch an die Nummer dieser Wohnung. »Meine Mutter schaffte es dort nicht, genauso wie ich es auch jetzt wieder bei meiner Schwester sehe. Sie konnte die Rechnungen für die Nebenkosten, für Wasser, Müll und Strom nicht bezahlen.« (2010) Da diese Kosten in der irregulären Favela nicht anfallen, können viele ärmere Familien offizielle Wohnungen auf dem *asfalto* selbst dann nicht halten, wenn sie diese als kostenfrei-

en Ersatz für ihr vom Staat zerstörtes Haus bekommen. Interessant sind hier die historischen Parallelen. War Marias Mutter ein Opfer der Favela-Vernichtungen des Militärregimes, resultierte im Jahr 2010 das im Effekt gleiche Problem ihrer Schwester Christina aus der Urbanisierung durch das PAC-Programm (vgl. Kap. 3.1 und 6).

»Deshalb tauschte meine Mutter 1974 das Apartment für ein Häuschen in der Mangueira ein.« (2012) Nach der Entlassung aus dem Heim »begannen wir erstmals in einer Favela auf dem Hügel zu wohnen, denn Maré war eine Favela der Niederung. Ich war entsetzt, denn mir kam sie noch hässlicher vor als Maré. Ich wollte nicht auf dem Hügel wohnen, denn ich war keine Ziege [lacht].« (Ebd.) Der Tausch erwies sich zudem als schlechtes Geschäft, denn das neue Haus war aus Holz, Lehm und Dachziegeln zusammengebastelt und lief bei jedem stärkeren Regen mit Wasser voll, so dass es dann besser war, im Freien zu schlafen.

Die Mutter hatte zwischenzeitlich noch zwei Töchter bekommen, mit einem Mann, der zwar in divesen Jobs arbeitete, aber als Drogen-User bald im Gefängnis landete und danach verschwand. Zu dieser Zeit, im Alter von 15 Jahren, lernte Maria ihren Vater kennen. Sie erinnerte dies so, dass er sie zufällig aus der Schule kommen sah und sie wegen ihrer körperlichen Ähnlichkeit zu ihm nach dem Namen fragte. Der Vater, den ihre Mutter viele Jahre vorher verlassen hatte, lebte als höherer Angestellter der Universitätsverwaltung in der formellen Stadt. Da ihn die Lebensbedingungen seiner beiden Töchter Maria und Christina entsetzten, brachte er sie bei seiner Schwester unter. Obwohl er dieser ein Wohngeld zahlte, so Maria, ließ diese Tante die beiden Nichten ab fünf Uhr morgens stundenlang für sie arbeiten, bevor sie zur Schule gehen durften. Während Christina deshalb zur Mutter zurückkehrte, blieb Maria bei ihrer Tante, weil sie ein Ziel verfolgte und ihre Situation als Interessensbeziehung deutete: »Ich wollte lernen und dort gab es Bedingungen dafür.« Auf meine Frage, ob sie sich nicht ausgebeutet gefühlt habe, antwortete sie: »Ich war da entspannt; entspannt, weil jeder Sklave seine Form der Freiheit sucht.« (2017) Sie habe frühmorgens ihre Zwangsstunden abgearbeitet, sei danach zur Schule gegangen und habe sich am Nachmittag in die Stadt geflüchtet.

Als der Vater allerdings ihre schlechte Behandlung registrierte, brachte er Maria bei seiner Mutter unter. Trotz der ärmlichen Bedingungen, in denen ihre Oma lebte, erinnerte Maria die bei ihr verbrachte Zeit als die beste ihres Lebens, denn sie durfte nun ohne weitere Verpflichtungen lernen und zur Schule gehen. Als die Oma aber einem plötzlichen Herztod erlag, musste die nun 17-jährige in die Mangueira zurückkehren. Die um ein Jahr jüngere Christina war da bereits schwanger von einem lokalen Drogenboss, den sie schließlich heiratete. Maria deutete es als »Glücksfall«, dass dieser nur wenige Jahre später im Bandenkrieg ermordet wurde. Denn er habe Christina bis hin zu einem lebensgefährlichen Messerstich, dessen Narbe sie heute noch zeichne, durchgängig gewalttätig misshandelt.

Während Maria die Schule besuchte und sich kulturell und politisch außerhalb der Favela zu organisieren begann, verfestigten sich auch die ganz anderen Lebenswege ihrer Geschwister. Pedro, dem jüngsten der vier Brüder, dem sie emotional sehr nahestand, entwickelte sich zu einem regionalen Gangsterboss, der zu den Gründern des *Comando Vermelho* zählte. Als er aus der Mangueira fliehen musste, weil dort eine verfeindete Familie die Macht erobert hatte, übernahm er die Geschäfte in der fast 40 Kilometer entfernten Siedlung Vila Kennedy, die die COHAB 1964 für Vertriebene aus den vom Staat geplanten Favelas errichtete hatte. Dort wurde Pedro 1987 ermordet, weil er dem *comando* eine Ladung Kokain nicht habe bezahlen können, so Maria, die ihm sein eigener Bruder gestohlen habe. Sie selbst habe zu dieser Zeit bei Pedro gelebt und die Vila Kennedy nach dem Mord verlassen müssen.

Der den Mord verschuldende und daher aus der Familie verstößene T., den sie als Ältesten wegen seiner helleren Hautfarbe den »weißen Bruder« nannten, sei schon damals alkohol- und kokainsüchtig gewesen. Er schaffte es nie mehr, sich ökonomisch und familiär zu stabilisieren und brach 18 Jahre später auf einer Straße tot zusammen. Ein weiterer Bruder sei zwar ebenfalls damit gescheitert, eine stabile Familie aufzubauen, habe aber als einziger einen Beruf gelernt, der ihm als Busfahrer ein würdiges Auskommen und ein eigenes Haus in der Favela ermöglichte. Der verbleibende Bruder schließlich sei schon immer für das Anzetteln gewalttätiger Konflikte berüchtigt gewesen. Als einziger hatte er einen Schulabschluss geschafft und eine Familie gegründet, war aber später sozial abgestürzt. Drogenabhängig und psychisch krank lebte er als Tagelöhner in ärmlichsten Umständen im ehemaligen Haus der Mutter in Manguinhos. Als dieses im Zuge der PAC-Intervention abgerissen wurde, betrogen ihn die lokalen Banditen um die ihm zustehende Ersatzwohnung (siehe Kap. 5.3 und 6.2). Obdachlos und zunehmend verwirrt, schlugen ihn schließlich Jugendliche so brutal zusammen, dass er mit einer dauerhaften Schädigung des Gehirns nur knapp überlebte. Er konnte in einem Pflegeheim untergebracht werden, weil sein Sohn dessen Kosten übernahm. Das dafür erforderliche Einkommen erwirtschaftete dieser Neffe von Maria, zu dem sie einen familiären aber distanzierten Kontakt pflegte, bis er vor kurzem tödlich verunglückte, als hochrangiges Mitglied des *Comando Vermelho*. Allerdings führte er keine bewaffneten Operationen durch, sondern besorgte für das CV die Drogen vom *Primeiro Comando da Capital* (PCC) aus São Paulo, Brasiliens mächtigstem Drogenclan.

Christina dagegen wiederholte gleichsam ihre erste Ehe in einer Beziehung zu einem wieder gewalttätigen Gangster, der ebenfalls ermordet wurde. Seither führte sie ihr Leben zwischen einem Singledasein als dreifache Mutter und einer lesbischen Beziehung, zwischen Phasen eines intensiven Drogenkonsums und der Mitgliedschaft in einer Pfingstkirche, zwischen Arbeitslosigkeit und prekären Jobs. Unter anderem hatte sie mehrere Jahre lang eine Bürostelle im lokalen PAC-Team

inne (vgl. Kap. 6.2). Immer wieder scheiterte ihr religiöses Leben an den Widersprüchen zwischen ihrem Lebensstil und den strikten moralischen Normen der Kirchen. Einmal wurde sie einer religiösen Gemeinschaft verwiesen, weil diese ihre lesbische Beziehung entdeckt hatte, andere Male beendete ihr Drogenkonsum eine Kirchenmitgliedschaft oder es erschöpfte sich deren emotionaler und praktischer Nutzen für Christinas Alltagsprobleme. Sie steckte dauerhaft in finanziellen Nöten und konnte die Nebenkosten des Apartments, das sie als Kompensation für ihr durch PAC abgerissenes Haus erhalten hatte, häufig nur mithilfe von Marias Zuwendungen bezahlen. Ihr jüngster Sohn hatte bereits im Alter von zehn Jahren eine kriminelle Karriere als Räuber auf dem *asfalto* begonnen und gehörte 2017 als 14-jähriger dem *Comando Vermelho* an. Von ihm bezog Christina ihre Drogen.

Marias deutlich jüngere Halbschwwestern Gabriela und Vitória hingegen hatten die Favela verlassen und lebten mit ihren Familien in suburbanen Stadtvierteln. Bei beiden ergab sich die Ausstiegsoption durch die Eheschließung: »Ich habe Vitória seit fünf Jahren nicht gesehen. Sie heiratete einen Militärpolizisten und darf nicht mit uns sprechen, weil wir Banditen seien, weil wir in der Favela leben. Er denkt so und sie ebenfalls, als hätte sie nie in der Favela gelebt, als hätte sie als Jungfrau geheiratet und all das.« (2010) Kurze Zeit nach diesem Interview wurde Vitórias Ehemann direkt vor dem gemeinsamen Wohnhaus erschossen, was nach Marias Erfahrung darauf hindeutete, dass er wie viele Polizeikräfte illegale Geschäfte in einer Miliz gemacht hatte (2012).

Gabriela wiederum, zu der Maria engen Kontakt hielt, hatte einen schon verrenteten Justizangestellten geheiratet, der einer illegalen Miliz als Buchhalter diente. Sie lebten in einem von Milizangehörigen dominierten Viertel am äußerstem Rand der Metropolregion. Maria deutete diese Ehe als Effekt des Todes ihrer Mutter, die 2005 an einer Infektion gestorben war:

»Als meine Mutter starb, löste dies eine Detonation innerhalb der Familie aus. [...] Gabriela war immer von Angst geprägt und es war diese Angst, die sie diese Beziehung ansteuern ließ. Sie wurde durch die Zeit besiegt. Nach dem Tod meiner Mutter hat sie beschlossen, jemanden zu suchen, der sie absichern kann und daher diesen Miliz-Ehemann [i.O. *marido miliciano*, SL] akzeptiert. [...] Heute hat Gabriela eine fast krankhafte Sichtweise auf die Favela.« (2012)

Obwohl sie fast ihr gesamtes Leben in der Favela verbracht habe, rede sie, als hätte sie nie dort gelebt, mit einem »vorurteilsgeladenen Diskurs ohne jegliche Sensibilität« (ebd.), der für Außenstehende typisch sei.

Maria selbst heiratete im Alter von 26 Jahren nur deshalb, so erzählte sie, weil sie einen zuverlässigen Vater für ein Kind gesucht und diesen in einem Verwaltungsangestellten einer Universität zu finden geglaubt habe. Die Ehe sei emotionsarm gewesen, der Mann habe sich als verantwortungsloser Drogenkonsument mit zahlreichen Liebschaften entpuppt, so dass sie beschlossen habe, ihren 1990

geborenen Sohn Lucas lieber allein aufzuziehen. Mit Blick auf ihre dramatische Familiengeschichte wollte sie ihn aber nicht in der Favela großziehen müssen. Als Marias Vater ihr zum Anlass ihrer Hochzeit ein kleines Haus in Belford Roxo, einem regulären Stadtviertel in der Nordzone überließ, schien dieser Plan zunächst zu glücken. Da ihre Schwiegermutter das Haus jedoch wenig später verkaufte, musste sie in die Favela zurückkehren. Mit ihren wenigen Ersparnissen erwarb sie ein Häuschen auf dem Morro do Borel, wo sie viele Leute kannte.

»Eines Tages gab es eine Schießerei in Borel, ich kauerte mich mit meinem Sohn auf den Boden. Sie töteten einen Mann auf dem Dach meines Hauses, im Wassertank, ein sehr schweres Verbrechen. Ich war allein mit dem vier Monate alten Lucas, da habe ich entschieden, dass ich hier nicht leben kann. Ich stieg mit Lucas und meinen Papieren für den Verkauf des Hauses den Hügel hinunter und kaufte das Haus in der Mangueira, das ich Dir gezeigt habe.« (2010)

5.2 Die Fähigkeit des Aufstrebens: »Ich muss lernen, um reich zu werden.«

Im Alter von neun Jahren, so erzählte Maria, habe sie in der Alltagshölle des Kinderheims beschlossen, studieren zu wollen. Sie habe gedacht, sie müsse »reich sein, um ein Haus mit einer richtigen Wand und einem schönen Badezimmer zu haben. Ich habe geglaubt, dass ich studieren muss, um ein Haus mit Wand zu haben. Die anderen Möglichkeiten wären gewesen, die Frau eines Banditen zu sein oder eine Prostituierte, das wollte ich nicht. Ich wollte Lehrerin oder Kinderärztin sein.« (2010)

Im Heim erhielt sie Bestnoten, half ihren Mitschülerinnen und begann sich für Tanz und Sport zu begeistern. Nach ihrer Entlassung musste sich Maria mit der Position ihrer Mutter auseinandersetzen, dass »diese Sache mit der Schule etwas für Reiche ist« (ebd.). Die Mädchen sollten sich darauf vorbereiten, später als Hausangestellte (i.O. *empregada domestica*) zu arbeiten. Diese für sie erniedrigende Vorstellung stimulierte eher ihren Ehrgeiz und ihre Bereitschaft, dafür erhebliche Opfer zu bringen. So ließ sie sich lieber von der »Arschloch-Tante«, bei der sie ihr Vater untergebracht hatte, ausbeuten und »als Sklavin behandeln« (ebd.), als ihre Schulkarriere abbrechen zu müssen. Als sie nach dem Tod ihrer Großmutter wieder in die Mangueira zurückgekehrt war, fand sie heraus, dass sie in einer naheliegenden Kaserne Sport machen konnte und lernte einen Krankenpfleger kennen, der es ihr ermöglichte, jeden Tag dort zu essen: »Ich mochte das Essen in der Kaserne, um keinen Hunger mehr zu haben. Das war eine sehr interessante Interessensbeziehung. [...] Ich ging hin, aß, er wusste, dass ich Pfirsich mit Creme mochte, das

aß ich, danach habe ich mich bei ihm bedankt und ging wieder. Unsere Liebesbeziehung ging über diese ganze Zeit.« (2010: 6)

Beide Fälle, also das Erdulden einer ausbeuterischen und erniedrigenden Behandlung und das Erbringen von körperlichen und emotionalen Gefälligkeiten, stellte Maria als unterschiedliche Taktiken dar, um in einer Zwangssituation, in der sie ihren Weg nicht selbst wählen konnte, ihre Interessen zu verfolgen. Allerdings schaffte sie es trotz dieser Opfer nicht, die Schule mit dem Abitur zu beenden. Vielmehr vergingen elf Jahre, bis sie in der Lage war, einen zweiten Anlauf zu nehmen. Der Anlass dafür war die Geburt ihres Sohnes. »Als Lucas ungefähr ein Jahr alt war, dachte ich mir, Donnerwetter, welche Erziehung werde ich diesem Jungen geben? Ich muss wieder lernen.« (2010) Im Alter von 29 Jahren organisierte sie in der Mangueira eine Lerngruppe, um sich für das Abitur und die universitäre Aufnahmeprüfung vorzubereiten. Ihre Mitstreitenden, von denen einer bereits Jura studierte, »waren ernsthafte Leute, die lernen und die Realität durch Bildung verändern wollten. [...] Ich dachte, wenn ich schon dazu gezwungen bin, meinen Sohn in der Favela aufzuziehen und mit der Realität dieses Ortes nicht einverstanden bin, dann muss ich ihn transformieren.« (Ebd.) Um nach dem Wiedereintritt in die Schule ihren Lebensunterhalt finanzieren zu können, verkaufte Maria selbstgebackenen Kuchen. Ihre Lerngruppe schloss einen Pakt:

»Alle, wir waren 27, alle aktivistisch engagiert, mussten wir es an die öffentliche Universität schaffen. [...] Ich konnte ganz gut lernen, hatte aber keine Zeit dafür. Deswegen habe ich von Mitternacht bis morgens um vier, als Lucas schlief, Literatur und Geschichte gelernt. Während seiner Tagesschlafzeiten gab mir einer aus der Gruppe Nachhilfe in Physik, Chemie, Mathe, und am Samstag, zu unserer ganztägigen Lerngruppe, nahm mein Vater Lucas zu sich.« (Ebd.)

Schließlich schaffte Maria die Aufnahmeprüfung an eine öffentliche Universität und begann Geologie zu studieren:

»Ich wusste nicht, was Geologie war, ich habe es mit Geografie verwechselt. Hier in der Mangueira gab es regelmäßig Hangrutsche und Überschwemmungen, durch die wir durchmussten. Und in der Gruppe hatten wir alle vereinbart, ein Fach zu studieren, das uns bei Problemen in der *comunidade* helfen kann. Ich habe mich für Geotechnologie interessiert, zum Beispiel wie man einen Hang abstützen kann.« (2010)

Obwohl Maria lieber nicht mehr in der Favela wohnen und ihren Sohn aufziehen wollte, fühlte sie sich moralisch verpflichtet, ihre Bildung einzusetzen, um dort die Lebensbedingungen zu verbessern. Bildung war für sie nicht nur eine individuelle Option, um sozial auf- und aus der Favela auszusteigen, sondern ein kollektives Instrument, um sie »in etwas Besseres zu verwandeln«. Ihre politische Haltung

gründete so weniger auf ihrer Klassenposition als auf ihrer Identität als Bewohnerin der vom urbanen Bürgertum stigmatisierten Favela.

Um diese Bildung zu erwerben, müssen sich in der Favela Aufgewachsene jedoch in der für sie schwer zugänglichen Welt der Universität durchbeißen, ohne das erforderliche kulturelle, soziale und ökonomische Kapitel mitbekommen zu haben. Angekommen im Geologie-Studium, fühlte sich Maria bezeichnenderweise »wie der dümmste Mensch der Welt« (ebd.). Sie hatte das Gefühl, nichts zu verstehen, weder lesen noch mit Texten arbeiten zu können, weder die akademische Sprache noch Portugiesisch, sondern nur den Slang der Favela zu beherrschen. Als sie im ersten Semester in allen Fächern durchfiel, ließ sie ihren Sohn bei ihrem Vater, begann »jeden Tag, ganztags, nachts« zu studieren und organisierte Lerngruppen, von denen sie profitierte. Da Maria das Geld für den Bus nach Hause fehlte, wurde sie von einigen ihrer fast durchgängig der oberen Mittelklasse angehörenden Mitstudierenden eingeladen, bei ihnen zu schlafen und sich durch das Putzen ihrer Wohnungen Geld zu verdienen. Schließlich gelang es ihr, an eine andere Universität und in das Fach Geografie zu wechseln.

Nun erwies sich ihre Herkunft plötzlich als Eintrittskarte für die gut bezahlte Partizipation an zwei Forschungsgruppen, die Organisationsformen und sozial-räumliche Prozesse in der Favela erforschten. Sie erregte die Aufmerksamkeit ihrer Lehrenden, weil sie in Seminaren die akademische Repräsentation der Favelas als Vorurteile kritisierte, denen sie als Bewohnerin nicht ausgesetzt werden wolle. Dies galt vor allem für behauptete Verbindungen zwischen dem Drogenhandel und den Bewohnerschaftsvereinen. Schließlich wurde sie zur Teilnahme an einem Projekt eingeladen, das solche Zusammenhänge erforschte. Die dafür geführten Interviews endeten jedoch katastrophal:

»Ich wusste damals nicht, dass die [zu dieser Zeit allesamt männlichen, SL] Präsidenten der Bewohnerschaftsvereine Mitarbeiter des Drogenhandels waren. Als Bewohnerin und Aktivistin für die Verteidigung von Menschenrechten hatte ich nicht den Blick, den ich heute habe. Daher war diese Behauptung für mich ein Vorurteil über die Favela. Ich hatte nicht die geringste Idee, dass all diese Kommunikationsnetzwerke innerhalb der Favela in ein Machtverhältnis eingewoben waren. Ich lebte dort, weil ich nicht anders konnte, weil es der Ort war, den ich mein ganzes Leben lang kannte, ich hatte keinerlei kritische Haltung zu ihm. Eine kritische Position hatte ich nur gegenüber dem *asfalto* und der Art und Weise, wie er auf die Favela blickte. Unsere Fragen über Kontakte der Ortspräsidenten zum Drogenhandel führten daher dazu, dass ich 15 Jahre die Mangueira nicht mehr betreten und drei Jahre nicht mehr in Rio leben konnte.« (2010)

Nach einem ihrer Interviews sperren bewaffnete Mitglieder des *Comando Vermelho* Maria ein, so berichtete sie, fragten sie stundenlang aus und betonten, dass sie sicherlich wisse, was mit Spitzeln passiere. Schließlich schleppten die Gangster sie

in Richtung Fluss. Im Interview erzählte sie detailreich, dass sie ihrer drohenden Ermordung nur deshalb entkommen sei, weil ein einflussreicher Ex-Gangster, der sie persönlich gekannt habe, sie auf dem Weg dorthin geschnappt und in ein Taxi gesetzt habe. Mangueiras *Comando*-Boss besuchte nach dieser Flucht in letzter Sekunde ihre Mutter und kündigte ihr an, Maria als Polizeispitzel zu töten. Innerhalb des Forschungsteams richtete sich diese Morddrohung nur an sie, weil sie als einzige in der Favela lebte. Daher unterstellte der *tráfico* nur ihr eine Tat, nämlich Verrat, die nach seinem Regelkodex mit Exekution zu bestrafen ist. Er markierte Maria als X9, dem Slang-Begriff für Spitzel, und zwang sie, aus Rio zu verschwinden.

Für ihre Teilnahme an der Forschung in der Favela musste sie also wegen der ihr zugeschriebenen Identität als *favelada*, die zunächst als Eintrittskarte in die akademische Welt fungiert hatte, einen lebensbedrohlichen Preis bezahlen. Am Ende, so deutete sie ihre damalige Rolle, sei sie zwar keine X9 für die Polizei gewesen, aber eine für die Wissenschaft, die sie letztlich als Undercover-Informantin instrumentalisiert habe. Sie brachte ihren Sohn, um dessen Leben sie fürchtete, bei ihrem Vater auf dem *asfalto* unter und erkämpfte von ihrer Universität, für die sie die fatalen Interviews geführt hatte, ein Stipendium für Brasília. Dort erhielt sie drei Jahre später die Zulassung für das Lehramt an öffentlichen Schulen.

5.3 Der Aktivismus als »Notwendigkeit, die Favela in einen besseren Ort zu verwandeln«

Schon im Kinderheim, so Maria, habe sie die Praxis entwickelt, sich als Anführerin selbstgegründeter Gruppen kollektiv gegen Aggressionen und Ungerechtigkeiten zu wehren. Das Heim habe sie gelehrt, eine Persönlichkeit zu entwickeln, die »auf Aggressionen aggressiv reagiert. [...] Von klein auf reagiere ich sehr empört, wenn mich jemand zwingen will, etwas zu tun, was ich nicht möchte.« (2010) Früh interessierte sie sich zudem für politische Fragen wie die Befreiung der Versklavten oder den Feiertag des 1. Mai.

Kommunistisches Theater und »*movimento negro*«

Nach den Jahren im Heim zurück in der Mangueira, begann Maria an einer politischen Gesprächsrunde teilzunehmen, die zwei Aktivistinnen der katholischen Gemeinde gegründet hatten. Über Kontakte ihres Bruders Pedro war sie zu dieser Zeit »bereits beeinflusst von Banditen, die im Knast von politischen Gefangenen geschult worden waren« (2012). In den späten 1970er Jahren verband sich ihre politische Selbstbildung mit Tanz und Theater, als einige kommunistische Theaterschaffende aus der wohlhabenden Südzone in der Mangueira auftauchten, um

dort ehrenamtlich mit Jugendlichen zu arbeiten. Einige von ihnen, wie Luiz Mendonça aus dem *Movimento de Cultura Popular*, die Autorin Christina Helena Kühner oder der Schauspieler Francisco Milani waren brasilienweit bekannte Kunstschaaffende. Sie gehörten teilweise der kommunistischen Partei (*Partido Comunista Brasileira*, PCB) an und wollten zu Zeiten der Militärdiktatur Favela-Jugendliche durch eine an Kunst gekoppelte politische Bildung für die Linke politisieren. »In der Favela gab es eine tolle Gruppe, mit der wir angingen; eine Gruppe von Jugendlichen, die Revolution machen wollte und eine aus der urbanen Mittelklasse, die eine Revolution provozieren wollte.« (2010) Die Theaterleute gingen von der These aus, dass ihre politische Arbeit mit Jugendlichen in der Favela »die Realität des Landes verändern könne. Ich denke es funktioniert. Die Mehrheit unserer Gruppe hat studiert, nur einzelne, vielleicht einer von zehn, verloren sich in den Drogen und starben.« (2017)

Erst durch diese kollektive Selbstbildung habe sie das Lesen gelernt, so erzählte Maria. In ihrer Familie habe das außer ihr niemand getan. Sie trat in die kommunistische Partei ein und galt in der Mangueira noch zu Zeiten unserer Interviews als Linksradikale. Ein weiteres Mal sei ihr damals deutlich geworden, dass sie studieren müsse, um »reich zu sein«. Denn in den Häusern ihrer »kommunistischen Freunde«, die in wohlhabenden Stadtteilen wie Laranjeiras, Jardim Botânico oder Flamengo lebten, »gab es Essen, gab es Kleidung, gab es ein Badezimmer, gab es Wände. Und ich wollte auch ein Haus mit Wand.« (Ebd.)

Angeleitet von diesen Freunden formierte Maria die *Grupo Favela*, die 1985 das professionelle Stück *Mangueira é* (é: dt. ist) über den Alltag des *morro* entwickelte und auf renommierten Bühnen aufführte. Francisco Milani, der mit dem berühmten *Cinema-Novo*-Regisseur Glauber Rocha und für Brasiliens mächtigsten Fernsehsender *Rede Globo* arbeitete und 1989 für die PCB in Rios Stadtparlament gewählt wurde, sah Maria als ihren *padrinho* (Pate, Förderer) an: »Wir waren sehr rebellisch, wollten die Welt zum Besseren verändern. Ende der 1970er und in den 80er Jahren, als die Exilierten zurückkehrten, formierten sich die ganzen Parteien, die den Jungen eine Stimme gaben, um die Zukunft des Landes zu formen und ich war mittendrin. Diese Leute gingen in die Favela, um uns zu bilden. Für mich war das sehr gut.« (2010) »Meine gesamte politische Prägung, die mich von meiner Familie unterscheidet, die Dinge, die ich denke bis hin zu meinem schwierigen Temperament habe ich von dieser politischen Bildung durch die Kommunist:innen geerbt.« (2017) Auch ihre traumatische Phase im Kinderheim konnte Maria dort aufarbeiten: »Theater und linke politische Bildung zusammen mit diesen Leuten zu machen, die Geld hatten, die weiß und von der Linken waren, die zu uns kamen, um mit uns Theater zu machen, um Gruppentherapie zu machen; für mich war Theater eine Gruppentherapie, denn du konntest über deine persönliche Geschichte sprechen.« (Ebd.)

Die engagierten Jugendlichen begannen auch innerhalb der *comunidades* Unruhe zu stiften und warfen etwa den Handelstreibenden vor, ihre Waren teurer als auf dem *asfalto* zu verkaufen, obwohl sie keine Steuern zu bezahlen hätten. Erst später, so Maria, habe sie verstanden, dass kleine Gewerbetreibende aus der Favela ihre Ware selbst nur übersteuert einkaufen konnten. Die bewaffneten Banditen sah sie damals als wichtige politische Partner: »In dieser Phase meines Lebens war ich den Banditen sehr nahe.« (2017) Neben Pedro hatte sie unter ihnen einen guten Freund. Angesichts der nicht enden wollenden Militärdiktatur hielt ihre Gruppe einen bewaffneten Kampf für notwendig. »Wir Jungen glaubten an die Revolution. Es gab die Banditen und es gab die Politik. Und ich glaubte, wenn diese beiden zusammen handeln, ist das die Revolution.« (Ebd.)

Damit standen sie im Einklang mit Rio de Janeiros Linker, die damals einen bewaffneten Kampf gegen die militärische Gewaltherrschaft erwog. Einen solchen führte schließlich die maoistische Stadtguerilla um den Intellektuellen Carlos Marighela (1971), der das auch ins Deutsche übersetzte *Handbuch der Stadtguerilla* verfasste, wenig später aber von Militärschergen erschossen wurde. »In den Versammlungen der kommunistischen Partei sprachen wir oft über die Möglichkeiten eines Krieges, einer Machtergreifung mithilfe von Waffen. Als guter Bandit war mein Freund deswegen für mich ein Revolutionär. Die Dinge, die er zum Beispiel über Gleichheit sagte, waren toll. Für eine Jugendliche war der Typ das Maximum.« (2010)

Maria professionalisierte ihre Schauspiellerei und wurde eine tonangebende Tänzerin (i.O. *passista*) in der *Estação Primeira de Mangueira*, Rios berühmtester Samba-schule. Als von Francisco Milani geförderte Schauspielerin eröffnete sich ihr die Option auf eine Karriere als Gobo-Aktrice: »Milani tat alles dafür, bei *Globo* reinzukommen, ich mochte das nicht, ich wollte keine Künstlerin, sondern Teil der sozialen Bewegung sein. Ich wollte die Favela verändern und kein Star werden.« Maria verstand ihr Engagement im Theater als politischen Einsatz für die Rechte der Favelas und kritisierte den *machismo* der Szene: »Ich glaube nicht, dass ich so gut war, ich glaube, dass ich ›gutes Essen‹ [i.O. *boa comida*, hier eine Metapher für eine ›gute Sexpartie‹, SL] war.« (2010)

Zugleich fühlte sich Maria durch ihren Favela-Background im Konkurrenzkampf der Schauspielenden um die Gunst des bürgerlichen Publikums habituell unterlegen. Ihre Schauspiellerei verschaffte ihr auch kein nennenswertes Einkommen. In den elf Jahren, die zwischen ihrer Volljährigkeit und ihrem erneuten Besuch der Schule und schließlich der Universität lagen, hatte Maria viele Jobs inne, um sich zu versorgen und um ihre Mutter zu unterstützen. Sie arbeitete als Mannequin, gab Unterricht, war als Sekretärin angestellt, schuftete in der Textilfabrik und verkaufte Waren als *camelô* (dt. Straßenhändlerin). Ihre Jobs versuchte sie auf einige Monate im Jahr zu konzentrieren, um sich in der übrigen Zeit als Vollzeit-aktivistin engagieren zu können.

Maria initiierte eine Vereinigung der Ex-Schüler:innen der FUNABEM, engagierte sich gewerkschaftlich und wurde in der PCB 1986 für die ersten Wahlen nach dem Ende der Diktatur als Kandidatin für das Landesparlament gehandelt. Dies sei daran gescheitert, dass sie die Interessen der Favela-Bevölkerung vertreten habe, für die sich die bürgerlichen Kommunist:innen nur am Rande interessiert hätten. Empört habe sie ihr Engagement in der PCB beendet, als sie mit ihrem Vorhaben, in den Favelas gegen tödliche Krankheiten wie die Tuberkulose anzukämpfen, einem Kandidaten unterlag, der stattdessen die *Lagoa Rodrigo de Freitas*, einen in mitten von Rios reichsten Vierteln gelegenen See, ökologisch säubern wollte.

Jenseits der Kunstszene, der kommunistischen Partei und der Gewerkschaft engagierte sich Maria im »*movimento negro*«, zu dem sie ebenfalls in der Mangueira gestoßen war. Weil ihre Mitstreitenden die Bälle der Sambaschule frequentierten, hielt die stadtweite Bewegung dort viele ihrer Treffen ab. Auch hier gehörten sowohl studentische als auch ältere Engagierte, die häufig in Gewerkschaften aktiv waren, mehrheitlich der urbanen Mittelklasse an. Später schlugen viele von ihnen erfolgreiche politische oder akademische Karrieren ein. Die Versammlungen der Bewegung fanden wie jene der kommunistischen Partei klandestin in bürgerlichen Wohnhäusern oder an für das Regime unzugänglichen Orten in der Favela statt.

Maria deutete das *movimento negro* als primär kulturelle Bewegung. Ihre Gruppe, die sich *black power* nannte, organisierte Bälle, auf denen nordamerikanischer Soul und Funk etwa von James Brown gespielt wurde. Erst später habe sie die politische Bedeutung von afrobrasilianischen Samba-Musikern wie Cartola, dem Idol der *Estação Primeira de Mangueira* entdeckt und eigene *Blocos* im Karneval organisiert. »Wir haben viel *bola preta* getanzt, in Wirklichkeit war es viel Samba, eine Menge *Cachaça* [Zuckerrohrschnaps, SL] und viele Feste, um ein Recht auf die afrikanischen Traditionen zu behaupten, aber auch um über Widerstand zu diskutieren.« (2017) Politische Diskussionen drehten sich um Fragen der Selbstbehauptung und Selbstbestätigung (i.O. »*auto-afirmação*«). »Die heutigen Debatten über Rassismus waren noch sehr weit entfernt. Wir haben den Schmerz gefühlt, Schwarz zu sein, aber mit voller Wucht auf diese Fragen einzudreschen, galt damals als sehr brutal.« (Ebd.)

Aktivismus als Garantie für das Leben: vom *Rede CCAP* zum *Rede contra Violência*

Im Juli 1999 konnte Maria aus ihrem erzwungenen Exil in Brasília zurückkehren. Lange vorher hatte ihre Mutter gut vernetzte Bekannte eingeschaltet, um mit dem lokalen *Comando Vermelho*-Boss über ihre Rückkehr zu verhandeln. Als die Enttarnung eines tatsächlichen Polizeispitzels Maria entlastete, hob dieser sein Todesurteil auf, untersagte ihr aber weiterhin, die Mangueira zu betreten. Daher tauschte sie ihr Haus gegen ein anderes, das in einer vermeintlich ruhigen Gegend des

Complexo de Manguinhos lag: »Ich ging dorthin, weil ich Frieden wollte.« (2017) In Manguinhos begann sie sich erneut für die Rechte der Bewohner:innen zu engagieren. Da sie als Verräterin markiert war, sah sie in diesem Aktivismus »eine Möglichkeit, mein Leben zu garantieren« (ebd.).

»Ich wäre am liebsten nicht mehr in die Favela zurückgekehrt, aber ich hatte nur dort ein Haus. Als ich nach Hause kam, empfand ich einen großen Schock. Ich hatte keine Gespräche mehr an den Ecken, die Leute sprachen anderes Zeug. Es war nicht das, worüber ich sprechen wollte, ich wollte Politik machen, andere Sachen. Schließlich beschloss ich, mit Bildung zu arbeiten und organisierte dafür eine Gruppe. Ich wollte auch mein Recht darauf zurückerobern, in der Favela zu wohnen, wollte, dass die Leute mir wieder vertrauen. Für mich war das sehr wichtig. Denn ich wollte nicht bloß in der Favela wohnen müssen, ich hatte eine Identität mit der Favela. Und es war nicht gerecht, dass ich, die ich so idealistisch gewesen war, die Favela als den besten Ort der Welt zu verteidigen, als Verräterin galt. Das ist für uns ein sehr schwerwiegender Vorwurf. Ich musste meine Ehre säubern. Daher begann ich mich in Manguinhos heftig in einen Aktivismus für Menschenrechte und Bildung zu stürzen.« (2010)

Im Verlauf ihres politischen Engagements als Studentin in Brasília war Maria aufgefallen, um wieviel schwieriger es »innerhalb der Favela ist, sich als soziale Bewegung nicht korrumpieren zu lassen«:

»Als erstes musst du aus dem Auge verlieren, was das Richtige und das Falsche ist. Wenn du die Werte, die klar zwischen dem Richtigen und dem Falschen unterscheiden, nicht aus dem Auge verlierst, kannst du überhaupt nichts erreichen. Warum? Weil manchmal das, was für die Gesellschaft widerrechtlich ist, für uns die einzige Möglichkeit ist. Wenn zum Beispiel die Gesellschaft Drogenhändler tot sehen möchte, möchte ich sie lebend, wie jeden Menschen. Ich habe keinerlei Skrupel, mit ihnen zu sprechen um herauszufinden, was sie denken. Hinter jedem dieser Jungs steckt eine Geschichte [...]. Deshalb verurteile ich nie eine Prostituierte, einen Drogenhändler. Wenn ich einen Räuber kennenlerne, möchte ich wissen, warum er raubt.« (2010)

Maria gründete einen Frauenclub, der Umwelt-, Gesundheits- und Erziehungsfragen debattierte, gab Alphabetisierungskurse und formierte eine Jugendgruppe, die sich mit der Geschichte der Favela beschäftigte und die lokalen Strukturen und Probleme kartierte. Als in Manguinhos Ende 1999 die zusammengebastelte Hütensiedlung Favelinha niederbrannte, setzte sich Maria für Hunderte von Betroffenen ein, denen das Feuer Obdach sowie Hab und Gut genommen hatte. Daraufhin lud das *Centro de Cooperação e Atividades Populares* (CCAP) sie zur Mitarbeit ein. Jenseits der Bewohnerschaftsvereine war dieses in den 1980er Jahren von katholischen Befreiungstheologen gegründete soziokulturelle Zentrum die einzige zivilgesell-

schaftliche Organisation in Manguinhos. Finanziert von einer italienischen NGO zielte sie darauf, mit Bildungs-, Gesundheits- und Jugendprojekten die Menschenrechte der Ortsansässigen zu fördern (vgl. Kap. 3.3). Marias bis dahin ehrenamtliches Engagement transformierte sich so in einen gut bezahlten Job beim CCAP.

Nach dem verheerenden Feuer, so berichtete Maria, initiierte das CCAP gemeinsam mit den Ortsvereinsvorsitzenden ein sozialräumliches Entwicklungsprogramm für Manguinhos. Sie gewannen die benachbarte *Public-Health*-Stiftung *Fundação Oswaldo Cruz* (kurz Fiocruz) dafür, das Vorhaben finanziell und infrastrukturell zu unterstützen. Basierend auf dem damals populären »Konzept der integrierten und nachhaltigen lokalen Entwicklung« (i.O. *Desenvolvimento Local Integrado Sustentável*, DLIS) kooperierten die Engagierten mit städtischen Behörden, privaten Organisationen und Unternehmen. Primär sollte das Vorhaben durch intersektorale Interventionen die öffentliche Gesundheit des im gesamtstädtischen Vergleich besonders benachteiligten Complexo de Manguinhos fördern. Es gründete auf einer vorbereitenden Untersuchung, verfolgte eine *Empowerment*-Strategie und sollte zugleich Einkommen generieren, Umweltbedingungen und die öffentliche Sicherheit verbessern, soziale Ungleichheit verringern und soziokulturelle Bedürfnisse der Bewohnerschaft adressieren. Deren Mobilisierung und Partizipation kam dabei eine zentrale Bedeutung zu (vgl. auch Bodstein u.a. 2004). Das CCAP koordinierte das Vorhaben, bei dem Maria eine führende Rolle innehatte, in Kooperation mit der Fiocruz: »Die dem Gesundheitsministerium unterstellte Oswaldo-Cruz-Stiftung hilft uns bei einzelnen Aktionen, leistet technische Hilfe, bezahlt Universitätsdozierende, die bei uns unterrichten und stellt Stipendien für pädagogische Projekte zur Verfügung.« (Interview 2003)

»Am 31. März 2001 fand unser erstes Treffen mit der Bewohnerschaft von Manguinhos statt. Wir richteten provisorische Kommissionen ein, um die Aktionen der Arbeitsgruppen zu koordinieren, die dann das gemeinschaftliche Regionalforum bildeten. Allein zum Treffen, auf dem sich das Frauenkollektiv gründete, kamen 150 Frauen.« (Ebd.) Das *Acorda Manguinhos* (dt. Manguinhos erwache) genannte Forum diskutierte öffentlich Entwicklungsoptionen für den Favela-Komplex. Neben einfachen Bewohner:innen, Ortsvereinsvorsitzenden, Kirchengemeinden und dem CCAP partizipierten daran öffentliche und private Unternehmen. Maria leitete die erfolgsversprechend anlaufende AG Frauen, Bildung und Umwelt:

»Es war toll, weil sich sehr viele Leute in den Arbeitsgruppen engagiert haben. Im Endeffekt haben wir es nicht geschafft, etwas Konkretes zu entwickeln, aber wir haben es hinbekommen, sehr viele Leute zu involvieren. Es gab jede Woche Versammlungen, manchmal mit über 300 Leuten, die in allen der damals elf *comunidades* [des Complexo de Manguinhos, SL] stattgefunden haben. Jedesmal hat jemand anders die Sitzungen geleitet, das heißt, alle möglichen Leute haben präsiert, das hat den traditionellen Anführer:innen viel von ihrer Macht genommen.

Es gab sehr viele Aktivitäten, Abende, an denen Leute gedichtet, Briefe geschrieben, von ihren Träumen erzählt haben. Das erscheint albern, ist es aber nicht. Jugendliche haben eine Gruppe zum Kampf gegen das Dengue-Fieber organisiert, wir haben jeden Tag Müll eingesammelt. Alles war sauber. Manguinhos war nicht mehr dasselbe wie davor. Es passierten viele Dinge, ein Gesundheitsprogramm für Familien, Müllsammlungen, unsere Schule funktionierte, die Frauenprogramme, unser Kulturzentrum *Casa Viva*, Capoeira-Unterricht, das sind kleine Sachen, aber sie erzeugen Leben und Bewegung.« (2010)

Die Bewohnerschaft sah jedoch in den mangelhaften Wohnbedingungen vor Ort ihr größtes Problem. Daher überredete die AG Wohnen die Telekommunikationsfirma Embratel, der Stadt ihre an Manguinhos angrenzenden Betriebsflächen, die seit längerem brachlagen, für den Bau einer Sozialwohnsiedlung zu übertragen: »Es war super, es gab eine Gruppe Wohnen und die Firma spendete das Land, damit auf ihrer Brache Wohnhäuser errichtet werden. Es war dann eine kalte Dusche, als die Regierung doch nicht baute. Die Fläche wurde schließlich besetzt.« (Ebd.) Aus dieser vom lokalen *tráfico* gesteuerten Landbesetzung ging die *comunidade* Nova Mandela/Embratel hervor, die durch das Urbanisierungsprojekt PAC einige Jahre später wieder abgerissen wurde (siehe dazu Kap. 6.1).

Als die vorgesehene Wohnbebauung scheiterte und sich öffentliche und privatwirtschaftliche Akteure aus dem Forum zurückzogen, organisierte das CCAP Ortsansässige, um »Garantien für unsere Rechte einzufordern. Ich habe einen Kurs zu Recht und Bürgerschaft gemacht. Wir begannen jede Woche am Samstagnachmittag die Leopoldo-Bulhões-Straße zu blockieren. Dort fanden künstlerische Aktivitäten statt, die zeigen sollten, dass es in Manguinhos nicht nur Schießereien gab.« (2010) Diese Aussage bezog sich auf das Image eines extrem gewaltbelasteten Ortes, das dem Complexo de Manguinhos im öffentlichen Diskurs anhaftete. So war die ihn durchquerende Leopoldo-Bulhões-Straße wegen der dort besonders häufigen Schießereien stadtweit als »Gazastreifen« bekannt (vgl. Kap. 6).

Trotz der offiziellen Anmeldung der Straßenblockaden sei die Polizei mit roher Gewalt dagegen vorgegangen. Nachdem einer ihrer Trupps bei einer Protestaktion in eine Schule eingedrungen und auf einen Jungen geschossen habe, so berichtete Maria, habe das CCAP Rechtsbeistände organisiert, um sich gegen Polizeigewalt zu wehren. Die politisch Aktiven begannen mit einer sich im Protest gegen ein polizeiliches Massaker auf dem Morro do Borel formierenden Gruppe zu kooperieren. Im April 2003 hatte dort ein Trupp der Militärpolizei vier unbescholtene junge Männer erschossen. Erstmals entstand aus diesem Zusammenschluss eine Bewegung gegen die in Rio notorische Polizeigewalt, die bei Favela-Einsätzen damals jährlich um die 1000 Todesopfer forderte: »Wir organisierten große Demonstrationen in Borel, in Manguinhos und schlossen uns mit Opferangehörigen zum *Movimento Posso Me Identificar* [dt. Bewegung Darf Ich Mich Ausweisen, SL] zusammen. Die

Bewegung ging aus unseren Versammlungen hervor und später über in das *Rede de Comunidades e Movimentos contra a Violência* [dt. Netzwerk der Communitys und Bewegungen gegen die Gewalt; Kurzform *Rede*, SL].« (siehe Kap. 3.3) Nach einem weiteren Polizeimassaker in der suburbanen Baixada Fluminense begann das *Movimento Posso Me Identificar* stadtweit zu wachsen:

»Die Bewegung gewann also an Volumen und es organisierten sich nicht mehr nur Leute aus Manguinhos und Borel, sondern aus der ganzen Stadt. Gleichzeitig endete das Entwicklungsprojekt in Manguinhos, es ging nicht mehr. Unserer Bewegung war es darum gegangen, den Staat zu mobilisieren. [...] Als die privaten und öffentlichen Firmen ausgestiegen waren und nur noch die vereinte Bewohnerschaft blieb, höhlte sich der ganze Prozess aus. Nur das CCAP arbeitete weiter, bis 2005. Dann fror alles ein, denn es gab keine Projekte mehr.«

Marias Aktivitäten beim CCAP beschränkten sich nicht auf das sozialräumliche Entwicklungsvorhaben und die daraus hervorgehende Mobilisierung gegen Polizeigewalt. Vielmehr verantwortete sie in den frühen 2000er Jahren den Aufbau einer noch heute existierenden Schule für Jugendliche und Erwachsene. Dieses *Programa de Educação de Jovens e Adultos* (PEJA, dt. Bildungsprogramm für Jugendliche und Erwachsene) wurde ebenfalls von der Fiocruz gefördert. Um dafür staatliche Gelder erhalten und reguläre Schulabschlüsse erteilen zu dürfen, verwandelte sich das CCAP formell in eine gemeinnützige Organisation (in Brasilien: OSCIP). Gleichwohl organisierte Maria ihre bald von 300 Schüler:innen besuchte Schule als kommunitäres Projekt. »Ich habe sie von der 5. bis zur 9. Klasse und dann bis zum Abitur aufgebaut, als eine andere Schule, eine Schule, die an unsere Realität gekoppelt sein sollte.« (2010) Ihr Lehrplan dockte an alltäglich erlebte Probleme und Bedarfe der in der Favela lebenden Schüler:innen an, die zudem das Recht erhielten, die schulischen Finanzen zu kontrollieren.

Neben klassischen Bildungsabschlüssen verfolgte die Schule das Ziel, marginalisierte Ortsansässige politisch zu bilden und zu lokalen Interventionen zu befähigen. Jugendliche entwickelten in einem *Laboratório Territorial de Manguinhos* »Projekte, die sich in der Favela engagieren« (2010) und es entstanden *Empowerment*-Kurse für Frauen. »Viele Frauen in der Favela sind Familienoberhäupter. Um für kindererziehende Frauen Strategien zu entwickeln, mit denen sie etwas Geld machen können, um ihre Familie zu unterhalten, begannen wir mit mikrounternehmerischen Ökonomien zu arbeiten.« (Ebd.)

»Das Ganze wuchs, wuchs und wuchs, ich wurde in Manguinhos sehr bekannt und respektiert. Das gab mir die Befriedigung, keine Verräterin mehr zu sein. Ich war Maria, die die Gemeinschaft repräsentierte, die zur Universität gegangen war und trotzdem die Verbindung mit der Gemeinschaft nicht verloren hatte. Ich habe es

geschafft, dachte ich mir, nicht mehr als X9 zu gelten, aber trotzdem möchte ich nicht mehr hier wohnen.« (2017)

Als vielseitige Favela-Aktivistin wurde Maria schließlich zu einem politischen Workshop nach Europa eingeladen und verließ erstmals in ihrem Leben Brasilien. Auf die Effekte dieser und vieler weiterer Reisen in Südamerika sowie nach Europa und Afrika verweist folgender Ausschnitt aus unserem letzten Interview:

»M: Nach Europa zu gehen hat mir einen anderen Blick verschafft, jedes Mal, wenn ich wegging und wiederkam, war ich kritischer als davor. SL: Kritisch wogegen? M: Gegenüber unserer falschen Komplizenschaft, unserem romantischen Blick auf die Favela, es gibt diese behauptete Solidarität nicht, wir haben instrumentelle Beziehungen zueinander: ›Wenn du etwas für mich hast, werde ich dir geben, was ich habe.‹ Aber gleichzeitig habe ich es so gesehen, dass ich die Verpflichtung hatte, das, was ich an der Universität gelernt hatte, an die Favela zu spenden, denn alles was ich war, war ich auch deshalb, weil die Leute dort es mir gegeben haben.« (2017)

Dieser »andere Blick« fokussierte schließlich auch das CCAP, dessen *mainstreaming* zu einer NGO aus Marias Sicht auf Kosten des politischen Engagements ging. Als sich die Konflikte mit dem langjährigen Leiter häuften, gab sie ihren Job dort auf. »In Wirklichkeit wollte ich längst auf andere Messen. Ich ging nach Europa, kam zurück und begann für die *Secretaria Estadual de Direitos Humanos do Governo do Rio de Janeiro* [dt. Staatssekretariat für Menschenrechte der Landesregierung von Rio de Janeiro, SL] zu arbeiten.« Diese Stelle erhielt Maria im Jahr 2005 infolge ihres politischen Engagements gegen Menschenrechtsverletzungen durch Staatsorgane. Allerdings war die im Alltag der Favela allgegenwärtige Polizeigewalt in Rios Öffentlichkeit und in staatlichen Institutionen zu dieser Zeit weitgehend tabuisiert und ihre Anklage gefährlich: »Meine Situation wurde wieder schwierig, diesmal aber bedrohte mich die Polizei.« (Ebd.)

Da sich Maria weiterhin politisch für das Thema engagierte, kumulierten auch an ihrer neuen Arbeitsstelle in kürzester Zeit die Konflikte. Sie fühlte sich dafür instrumentalisiert, die Behörden mit ihrem Insiderwissen über die Bewegungen *Posso Me Identificar* und *Rede de Comunidades e Movimentos contra a Violência* zu füttern. Ihr Arbeitgeber habe es nicht als Marias Aufgabe angesehen, innerhalb des Amtes die Interessen der Favela-Gemeinden zu vertreten. Da sie sich davon nicht habe abbringen lassen, sei sie schon nach acht Monaten gekündigt worden. Sie verlagerte ihr Engagement wieder auf das *Rede*, für das sie bis in die 2010er Jahre hinein eine zentrale Aktivistin blieb.

PAC und das Ende der engagierten Favela

Als die brasilianische Regierung ankündigte, im Rahmen des PAC-Programms mehrere Hundertmillionen US-Dollar zu investieren, um Manguinhos zu urbanisieren (siehe Kap. 3.1 und 6.2), begann sich dessen internes Machtgefüge massiv zu verschieben. Zunächst waren die verbliebenen Aktiven des Forums *Acorda Manguinhos* optimistisch, ihre Ideen in das Großprojekt einspeisen zu können:

»2007 kam PAC. Was bedeutete PAC? Wir Aktiven dachten, dass PAC dafür da war, die lokale Führerschaft und die Bewohnerschaft zu mobilisieren, damit das, was wir zu einer nachhaltigen integralen Entwicklung von Manguinhos überlegt hatten, realisiert werden kann. Daher sahen wir es als unsere Funktion an, unsere Prioritäten kundzutun, deren Umsetzung wir als Pflicht des Staates verstanden.«
(2017)

Allerdings startete die Regierung PAC mit einem hohen Zeitdruck, der die anfängliche Partizipation des Forums innerhalb weniger Monate abwürgte. »Als die Regierung ankam, trug sie dazu bei, das lokale Engagement zu zerstören.« (Ebd.) Die ausführenden Behörden konsultierten nur die faktisch dem *comando* unterstehenden Vorsitzenden der Ortsvereine und vertrauten ihnen sensible Aufgaben an. Dies umfasste etwa die Registrierung von Ortsansässigen, die für einen Verlust ihres Hauses finanziell zu entschädigen waren. Als die Vereinsvorsitzenden ihre Chance erkannten, erhebliche Profite etwa dadurch einzustreichen, dass sie Entschädigungsrechte nur gegen hohe Provisionen registrierten (siehe Kap. 6.2), »verboten sie Protestbekundungen gegen PAC. [...] Alle blieben demobilisiert zurück. Ich habe mich komplett entfernt, als ich nach dem ersten Versuch, dem zweiten Versuch eine kritische Meinung zu äußern, gemerkt habe, dass es in diesem Projekt nicht möglich ist, sich zu beteiligen, dass es eine Jagd nach dem Gold ist, ein Kampf der großen Hunde.« (2010)

In dieser Situation transformierten das CCAP und einige lokale Einrichtungen das bis dahin öffentliche Forum *Acorda Manguinhos* in einen Zirkel von Fachleuten. Unter dem neuen Namen *Fórum Social de Manguinhos* tagte dieser zum eigenen Schutz nichtöffentlich im Gebäude der Oswaldo-Cruz-Stiftung. Aus Marias Sicht (ebd.) »war damit die kollektive Aktion eliminiert. [...] Als sich das Forum auf die Stiftung konzentrierte, gab es die Partizipation der Bewohnerschaft auf und demobilisierte sie.« Die Effekte des PAC-Vorhabens hätten jenes Engagement erstickt, das Manguinhos zehn Jahre früher in einen politisch und kulturell lebendigen Ort verwandelt habe, so Maria. Noch Jahre später war das CCAP, nun als professionelle NGO, die einzige soziale Organisation, die jenseits der korrumpierten Ortsvereine und der religiösen Gemeinden in Manguinhos existierte. Obwohl sich das Engagement der Bewohnerschaft völlig depolitisiert hatte, fiel Marias Gesamtfazit mit

Blick auf die beobachteten Transformationsprozesse im Verhältnis zwischen *morro* und *asfalto* ambivalent aus:

»Trotz all dieser Beschwerden, die ich habe, hat sich seit den 1970er Jahren sehr viel verbessert. Als politisch Aktive haben wir ein viel einfacheres Verhältnis zur Regierung. Ob ein Engagement wirksam wird oder nicht, ist eine andere Geschichte, aber es gibt einen Zugang. Ich erinnere mich, dass ich früher keine Ahnung hatte, wie die Staatsanwaltschaft oder eine Behörde funktioniert, das hat sich stark geöffnet. Und wenn du an Verfahren partizipierst, befähigst du dich. Das Blöde ist, dass du dich zugleich professionalisiert. Du solltest dich aber nicht *nur* professionalisieren, denn es geht nicht primär um professionelle Fragen, sondern um eine soziale Bewegung, von der du ein Teil bleiben musst. Ich denke, das ist mit dem CCAP passiert, sie sind nicht mehr innerhalb des sozialen Prozesses, sie beobachten ihn, sie sind eine Institution.« (2017)

Ende 2008 verließ Maria Manguinhos, um nach Belém, die Stadt an der Amazonas-Mündung zu ziehen, wo ihr neuer Ehemann einen Job erhalten hatte. Jahrelang kehrte sie aber regelmäßig für einige Monate zurück, um ihren gerade volljährigen Sohn zu unterstützen und um ihr Engagement für die Menschenrechte der Favela-Bevölkerung nicht aufgeben zu müssen.

5.4 »Wer nicht gehorcht stirbt«: die Favela als großes Gefängnis

Seit ihrer frühesten Kindheit hatte Maria gelernt, dass die Beziehungen zwischen staatlichen Institutionen, der Bewohnerschaft und den in der Favela regierenden Instanzen der *associações de moradores*, *comandos* oder *milicias* hochgradig gewaltförmig sind. Ihre Biografie zeigt, dass diese Strukturen und Praktiken der Gewalt vielfältige Formen aufweisen und dass persönliche Gewalterfahrungen für eine Bewohnerin der Favela im urbanen Alltag und bezogen auf die Art und Weise, regiert zu werden, nahezu unvermeidbar sind.

In der Kindheit resultierte Marias markanteste Gewalterfahrung aus ihrer zwangsweisen Verbringung ins Heim: »Wir wurden vom Staat eingesammelt, blieben im Kinderheim, das in dieser Zeit FUNABEM genannt wurde, aber dort war die Hölle, es war schlimmer als ..., es ähnelte einem Gefängnis.« (2017) Ohne die Erziehungspraxis ihrer Mutter näher betrachtet zu haben, entrissen die zuständigen Behörden in einem gewaltsamen Akt staatlicher Willkür alle sechs Geschwister der Familie. Dieser Gewaltakt lieferte Maria für sieben Jahre der wahrgenommenen Hölle einer »totalen Institution« im Sinne von Erving Goffman aus. Bezeichnenderweise deutete Maria ihre Auslieferung an dieses repressive Erziehungsregime als besonders grausame Ausdrucksform der strukturellen Gewalt,

die sich im staatlichen Handeln gegenüber den in der Favela lebenden Menschen manifestiert.

Über ihren in einem anderen Heim untergebrachten Bruder Pedro erzählte sie: »Mein Bruder wurde im Heim zum Räuber ausgebildet. Er kam dort hinein, weil meine Mutter Prostituierte war und verließ es als Bandit. Und meine Schwester verließ es drogensüchtig« und als jemand, »die zum Oralsex mit älteren Mädchen gezwungen worden war« (ebd.). Maria selbst sei der sexuellen Gewalt nur entkommen, weil sie sich mit der von ihr angeführten Mädchengruppe kollektiv gewehrt habe. »Ich greife an, wenn ich angegriffen werde, das habe ich im Kinderheim gelernt.« (Ebd.) Nach ihrer Entlassung aus dem Heim wieder zuhause, wurden Maria und Christina, beide nun als Jugendliche, von Freiern ihrer Mutter, die ihre Arbeit zunehmend in ihrer gemeinsamen Wohnung vollbrachte, sexuell belästigt. Diese Attacken endeten erst, als der darüber verärgerte Pedro mit der Autorität seiner Pistole und seiner Position als Manager des lokalen Drogenhandels, die er bald nach seiner Heimentlassung erklommen hatte, unterband. Beide Schwestern sahen in Pedro, dem bewaffneten Banditen, ihren Schutzengel, der sie vor Gewalt bewahrte. Außerdem kaufte er seiner Familie mit seinen kriminell erwirtschafteten Profiten Essen und bewahrte sie vor dem Hunger, der Marias frühe Kindheit geprägt hatte.

Bezogen auf ihre Kindheit und Jugend in den 1960er und 70er Jahren ordnete Maria »die Banditen« nicht den Gewaltakteuren zu, deren Willkür die in der Favela Lebenden ausgeliefert waren. Zwar seien sie bereits damals mit kleinen Schusswaffen ausgestattet gewesen. Deren Drohpotenzial habe sich aber nicht gegen als *trabalhadores* (dt. Arbeiter) bezeichnete rechtschaffene Ortsansässige gerichtet, solange diese nicht selbst in kriminelle Geschäfte verwickelt gewesen seien. Auch die Rolle der Polizei, die in der Favela seit den 1990er Jahren als permanent lebensbedrohlicher Gewaltakteur zu erfahren ist, erinnerte Maria für die Zeit ihrer Jugend ambivalenter. Denn es waren ausgerechnet dort stationierte Einheiten, die den Hunger linderten:

»Die Polizei spielte eine sehr markante Rolle in meiner Kindheit: Die Militärpolizisten gaben uns Essen. [...] Es gab dort eine Art Freiwilligendienst, der das gesamte Essen, das von ihrer Verpflegung übrigblieb, an Bedürftige verteilte. Wir sind jeden Nachmittag um fünf oder sechs Uhr mit unseren Töpfen dorthin gegangen, haben eine Schlange gebildet und das Essen in unsere Töpfe bekommen. Weil meine Mutter sehr hübsch war, gab uns der Polizist besonders viel Essen. Dieses war sehr gut, denn wir haben die Mahlzeit der Offiziere erhalten. Das war ihre Art, uns zu unterstützen. Ich habe die Polizei erst später als Gewaltagentur verstehen gelernt, denn in meiner Kindheit gab sie uns Essen.« (2017)

Das Verhältnis zur Polizei sei in der »Favela der Vergangenheit vollkommen anders gewesen. Die Mädchen hatten Liebschaften mit Polizisten aus der Kaserne.«

(Ebd.) Gleichwohl hat »Gewalt zwischen Bewohnerschaft und Polizei immer existiert. Aber heute gibt es *nur* die Gewalt. [...] Die Hand, die das Essen gab, hat auch geschlagen, die Polizei war nie ein Engel, zumal während der Diktatur. Aber sie war stärker kommunitär ausgerichtet, heute ist sie stärker eine unterdrückende Kraft.« (Ebd.) Den polizeilichen Rassismus veranschaulichte Maria an der Behandlung von Bewohner:innen, deren staatliche Arbeitskarte kein reguläres Beschäftigungsverhältnis verzeichnete:

»Ich erinnere mich an meinen Schrecken, als ich in der Mangueira zum ersten Mal miterlebte, dass die Polizei um fünf Uhr morgens ankam, Türen eintrat und Schwarze Menschen ankettete. Bis zehn Uhr wurden sie in der Sonne angekettet und erniedrigt. Wenn du damals über längere Zeit arbeitslos warst, hast du Schläge kassiert. Die Schwarzen Jugendlichen hatten keine Anstellung, deswegen hatten sie keine vom Arbeitgebenden unterzeichnete *Carteira de trabalho* [dt. Arbeitskarte, SL]. Sehr viele Schwarze Menschen haben daher bis heute Eintragungen im polizeilichen Strafregister. Die unterzeichnete *carteira de trabalho* war das Symbol dafür, dass du einen Patron hattest. Damit warst du ein guter Bürger [i.O. *cidadão*, SL]. Keine unterzeichnete *carteira* zu haben bedeutete Arbeitslosigkeit, arbeitslos zu sein bedeutete Vagabund zu sein und als solcher wurdest du verhaftet. Du hast nichts gemacht, die einzige Sache war, dass du Schwarz und deshalb arbeitslos warst. Du musstest nicht stehlen, töten, nein, es reichte, arbeitslos zu sein. Im Strafgesetzbuch hieß das Landstreicherei [i.O. *vadiagem*, SL].« (2017)

Bereits für die Favela der 1970er Jahre erinnerte Maria die sogenannte *policia mineira* als einen weiteren Gewaltakteur. Die illegalen und Selbstjustiz übenden Milizen, die sich in den 2000er Jahren als vorgebliche Selbstverteidigungskräfte gegen die Drogenkommandos ausbreiteten, sind heute allgemein bekannt (vgl. Kap. 3.2). Ähnliche Praktiken, in der Favela früherer Jahrzehnte Ordnung zu implantieren, werden dagegen nur selten thematisiert. Lange bevor die Drogengangs die Favelas territorial beherrschten, hatten dort von Ortsansässigen gegründete *policias mineiras* ihre Ordnungsvorstellungen gewaltsam durchgesetzt. Ihre ungeschriebenen, aber allseits bekannten Regeln, so erinnerte sich Maria, stützten sich auf konservative Moralvorstellungen:

»Die Regeln entsprachen denen der heutigen Milizen. Es war verboten, spät laut Musik zu hören, zu stehlen, mit Töchtern von Familien aus der Nachbarschaft zu schlafen, Schimpfworte zu verwenden. Diesem Moralismus, den die Miliz heute auferlegt, folgte die *policia mineira* damals auch. Sie bestand aus Feuerwehrleuten, Taxifahrenden, Handelstreibenden, Polizeikräften aus der Favela, genau wie heute, es hat sich nichts geändert, nur der Name, von *policia mineira* zu *milicia*.«

Die Aktivitäten der *policia mineira*, so erzählte Maria, seien in der Favela auf breite Zustimmung gestoßen. Selbst die damals selteneren Tötungen als die schärfst-

möglichen Akte der Selbstjustiz hätten keine Proteste provoziert. Jeder habe die Mitglieder dieser selbstermächtigten ›Polizei‹ gekannt: »Es waren Bewohner:innen und die *favelados* sind konservativ, sie denken ›zum Glück gibt es jemand, der Ordnung schafft‹.« Als Akte einer institutionalisierten Selbstjustiz galten Tötungen von notorisch ›das Gesetz‹ brechenden Ortansässigen als legitim: »Das ist keine Gewalt, es ist Bestrafung, Recht. Wenn ich dir ständig etwas stehle, deswegen die *mineira* kommt und mich tötet, wirst du Gott dafür danken, dass ich tot bin. Das ist es!« (Ebd.) Beweise eines Verbrechens seien nicht erforderlich gewesen, da es kein Tribunal gegeben habe, sondern das Urteil innerhalb der *policia mineira* gefällt und zugleich von ihr vollstreckt worden sei. Die ungeschriebenen Regeln sanktionierten ein als sittenwidrig ebenso wie ein als kriminell erachtetes Verhalten:

»Wenn du nahe der Haustür einer Frau mit Kindern urinierst, respektierst du sie nicht, das gibt beim ersten Mal Prügel. Wenn du Haschisch rauchst, reichen Prügel schon nicht mehr aus, da wirst du bald getötet. So sind wir, das ist traurig, weil es in den Jugendlichen eine Menge Schaden anrichtet. Ich denke, sie revoltieren, weil sie jeden Tag schlecht behandelt werden. Ein weißer Junge aus der *Zona Sul* kann einen Joint rauchen, das gilt als eine Vergnügung, die vorübergeht. Ein Schwarzer aus der Favela, der einen Joint raucht, wird bestraft, ist ein Bandit. Das ist sehr grausam. Denn beim weißen Jugendlichen vom *asfalto* gilt es als Verrückung, er kann eine Therapie machen, die Eltern beraten ihn. Für einen Schwarzen armen Jugendlichen aus der Favela ist es eine Markierung für den Rest seines Lebens.« (2017)

Die vorherrschende Form, in der Favela Ordnung zu schaffen, änderte sich nach Marias Beschreibung Mitte der 1980er Jahre. Der beginnende Handel mit Kokain steigerte die Profite, die die *comandos* mit nun finanzierbaren schweren Waffen absicherten:

»1985 ist ein markantes Jahr, es gab damals ein großes Fest und ich habe dort zum ersten Mal in der Favela Kokain gesehen, an der *boca* [Drogenverkaufsstelle, SL] bei mir ums Eck. [...] Meine Schwester Christina war damals schwanger von einem Typen, der böse war. Als mein Schwager hat er dann auf der Terrasse meines Hauses die Versammlung geleitet, in der sich das *Comando Vermelho* gegründet hat. [...]. Dann wurde er ausgesucht, um dessen Geschäfte in einem Gebiet der Mangueira zu übernehmen.« (2017)

Anders als ihren Bruder Pedro deutete Maria diesen Schwager als Repräsentanten eines neuartigen »bösen« Banditentums, dem es um maximale Profite aus dem Kokainhandel gegangen sei. Um diesen gegen Polizei und verfeindete Gruppen abzusichern, übernahmen die Gangs die territoriale Herrschaft über die Favelas. Zu Beginn brachte dies mörderische Machtkämpfe mit sich: »Zum Glück hat im November 1986 die Familie N [anonymisierter Name, SL], die bis heute in der Man-

gueira herrscht, meinen Schwager getötet. Das war in der Nähe meines Bruders. Der verfiel in Panik und floh in das Haus meiner Tante, nach Vila Kennedy, wo er bald Manager einer *boca* für Kokainverkauf wurde. Das war schon eine heftigere Sache.« (2010) Wenige Monate später wurde auch er ermordet (siehe Kap. 5.1). Ebenso erschossen Mangueras neue Machthaber Marias revolutionären Freund und seine Brüder: »Es war ein Krieg um die Macht, Rivalität.« (Ebd.)

Infolge der schweren Bewaffnung des *tráfico* verlor die *policia mineira* ihre Macht. Ihre sich nicht unterwerfenden Mitglieder seien ermordet worden oder spurlos verschwunden. Andere fusionierten mit Gangs, so beobachtete es Maria in der Manguera, und verbanden so die Ordnungsmacht der *policia mineira* mit einem kriminellen Unternehmertum. Der folgende Interviewausschnitt (2017) dokumentiert die Transformation des Banditentums aus ihrer Sicht:

»SL: Diese Redeweise, dass der Bandit früher ein Guter war, habe ich schon oft gehört. Meinst du nicht, dass das eine recht romantische Perspektive ist?

M: Ich denke nicht, dass das romantisch ist. Ich denke, früher gab es weniger Bedingungen, um zu töten. Warum solltest du töten? Du hast Gras verkauft, es gab den *asfalto* für Überfälle, Banken ohne große Sicherheitsmaßnahmen, du musstest eher zusammen als getrennt agieren. [...] Ich habe nicht die romantische Idee, dass sie weniger getötet haben, weil sie solidarischer waren, nein, sondern weil es nicht so viele Optionen zum Töten gab.

SL: Es ist demnach keine Frage der Moral?

M: Früher stammte der Bandit aus dem gleichen Gebiet. Du bist mit ihm aufgewachsen, daher hattest du viel mehr Spielraum zu verhandeln als heute, wo der Chef aus Santa Cruz geschickt wird, um die *boca* in Manguinhos oder in der Manguera zu managen. Es ist klar, dass er nicht diese Geschichte mit dem Ort hat. Daher kann er viel leichter töten. Niemand wird ihn darum bitten, es nicht zu tun, früher waren solche Bitten sehr üblich.«

Dieser Wandel des Banditenwesens, der mit der Ermordung ihres Bruders und ihres Freundes einherging, erzeugte für Maria einen persönlichen Bruch. Sie konnte die Banditen nicht mehr als selbstverständlichen Teil ihrer Lebenswelt wahrnehmen, sondern erlebte sie als gewaltsame Herrscher über die Favelas, die alle ihnen als bedrohlich erscheinende Aktivitäten unterdrückten. Als sie die Territorialherrschaft an sich rissen, unterwarfen die *comandos* auch die Bewohnerschaftsvereinigungen: »Was haben sie gemacht? Sie haben den *associações* die Vorsitzenden weggenommen, wenn diese nicht ihre Interessen vertraten und haben welche installiert, die das dann taten.« (2012) Viele der damals ausschließlich männlichen Präsidenten vom alten Schlag, die sich gegen diese Unterwerfung stellten, seien ermordet worden.

Damit übersprang die Gewaltpraxis das eigene Milieu der Gangster sowie ihre Zusammenstöße mit der Polizei und weitete sich potentiell auf die gesamte Be-

wohnerschaft aus. Einfache Leute konnten nun allein deshalb, weil sie bestimmte Praktiken dieser Herrschaft kritisierten oder eine Nachbarfavela besuchten, in der eine verfeindete Gang herrschte, unter den lebensbedrohlichen Verdacht geraten, Spitzel (i.O. X9) zu sein. Wie beschrieben provozierte genau dieser Verdacht einen Mordversuch an Maria und löste ihre dreijährige Verbannung aus Rio sowie ihre jahrelange Angst um das Leben ihres dort gebliebenen Sohnes aus. In einem selbstkritischen Rückblick verortete Maria die Ursache für diese Situation in der Naivität ihres »politischen Romantizismus« (2017). Als in der Universität gegen das Stigma der Favela ankämpfende Aktivistin habe sie nicht erkannt, dass die Gangs die Vereine bereits korrumpiert und ihre Vorsitzenden zu Handlangenden unterworfen hatten. Obwohl Maria seither wusste, dass politische Interventionen in soziale Unterdrückungsverhältnisse der Favela riskante Akte darstellen, fuhr sie damit fort und setzte sich weiterhin den Drohungen von Gangstern oder von einmarschierten Trupps der Militärpolizei aus.

Als sich die Gangs in kriegerrisch bewaffnete und die Favelas beherrschende *comandos* transformierten, brutalisierten und militarisierten sich auch die Organe der Staatsgewalt. Auf meine Frage, wie sich in den späten 1980er Jahren der Krieg des Bataillons für spezielle Polizeioperationen der Militärpolizei (BOPE) gegen die *comandos* entzündete, antwortete Maria:

»Welcher Krieg? Das ist kein Krieg, das ist der Staat, der in die Favela kommt, das ist der Staat, der arbeitet. Krieg ist, wenn das *Comando Vermelho* und das *Terceiro Comando* gegeneinander kämpfen. Das ist also kein Krieg, das ist Unterdrückung! Die Banditen sind da, der Staat muss seine Rolle spielen, also wird der BOPE-Mann zum Töten ausgebildet und so kommt er in die *comunidade* und tötet. Dann leidet die Gemeinde, die Familie klagt an, blockiert die Straße.« (2017)

Nicht nur aufgrund persönlicher Erfahrungen unterstellte Maria der BOPE einen staatlichen Auftrag zum Töten. Vielmehr stützte sie diese These auch auf einen offiziellen, durch viele Zitate von Regierenden dokumentierten Diskurs, der die Spezialeinheit explizit auffordert, Drogengangster physisch zu »vernichten«. Als langjährige Bewohnerin einer Favela wusste sie aus eigener Erfahrung, dass sich diese Carte blanche zum Töten in der polizeilichen Praxis nicht nur auf Gangster richtete, sondern auch andere mörderische Operationen ermöglichte. Maria veranschaulichte dies an einer persönlichen Erfahrung, die sie machen musste, als sie im Frühjahr 2012 bei einem Aufenthalt in Manguinhos einen gerade einmarschierte BOPE-Trupp dabei beobachtete, wie er Häuser durchsuchte und die darin Wohnenden misshandelte:

»Ich ging hin, um diese Familie zu verteidigen, die von der Polizei misshandelt wurde, dieses Mädchen. Ich kannte sie nicht persönlich, ich wusste nur, dass sie dort wohnte. Der Polizist schlug sie und als ich dort ankam und protestierte, rief

mich plötzlich ein anderer Polizist zu sich. [...] Der sagte zu mir nur, »ich töte dich nur deshalb nicht, weil es Tageslicht ist«. [...] Dann haben sie mich verhaftet. Das war einer der erniedrigendsten Tage meines Lebens.« (Ebd.)

Aufgrund ihrer politischen Interventionen war Maria auch innerhalb der Communitys mehr oder weniger subtilen Manifestationen einer das Regieren der Favela in letzter Instanz beherrschenden Gewalt ausgesetzt. Dies veranschaulichte sie am Beispiel einer schon kurz nach ihrer Rückkehr aus Brasília gemachten Erfahrung: In Reaktion auf den verheerenden Brand, der 1999 das Favelinha genannte Hütten-dorf zerstört hatte, ließ Rios Landesregierung Hilfsgüter an Betroffene verteilen. Deren Distribution überließen die Behörden Dona R., Manguinhos' mächtigster Frau, die zwar kein Amt innehatte, als Mutter eines hohen *Comando*-Bosses jedoch an vielen Fäden im Hintergrund zog (siehe Kap. 6.3). Diese vielseitige *Selfmade*-Unternehmerin sei die einflussreichste Mittlerin für ihre Rückkehr gewesen, so berichtete Maria. Dafür habe sie erwartet, für ihre Unternehmen von Marias universitärer Bildung Gebrauch machen zu können: »Die *dona* hat mich gekauft, um für sie zu arbeiten.« (2017) Sie verlangte von ihr, neue Unternehmensstrategien und Subventionsanträge zu entwickeln. Marias Instrumentalisierung ging so weit, dass sie ohne ihr Zutun zur Ortspräsidentin einer ihr völlig fremden, vom Sohn der *dona* als Drogenboss beherrschten Favela »gewählt« worden sei. Schon kurz nach ihrer Rückkehr war sie so einer zum Geschäftsbereich des *Comando Vermelho* gehörenden Struktur ausgeliefert.

Die Unternehmerin, so erzählte mir nicht nur Maria, verwandelte die staatliche Hilfsaktion in ein profitables Geschäft, indem sie alle Güter mit einem nennenswerten materiellen Wert verkaufte und lediglich den Rest der Lieferung an die Bedürftigen verteilen ließ. Maria stellte sich öffentlich gegen diesen Betrug auf Kosten der Ärmsten. Da die Machtposition der *dona* auf der Gewaltordnung des *tráfico* gründete, ging sie damit ein hohes Risiko für ihre persönliche Sicherheit ein. Sie umschiffte die Gefahr, indem sie in der Öffentlichkeit eine anonyme Sprachregelung wählte, die es der *dona* ermöglichte, ihr Gesicht zu wahren, und sich zugleich bereit erklärte, mit ihr künftig Kompromisse zu schließen.

Da sich Marias politisches Engagement in den Folgejahren gegen Verletzungen der Menschenrechte durch Staatsorgane richtete, konnte sie mit dem *tráfico* und seiner Gewaltordnung »friedlich koexistieren«. Denn die Gangster erkannten, dass das *Rede de Comunidades e Movimentos contra a Violência* auch ihre Rechte gegen Polizeiorgane verteidigte, die sie als vogelfrei markierten und ihr Menschenrecht auf Leben missachteten.

Erst in den 2010er Jahren erfuhr Maria die unvermindert herrschende Gewaltordnung wieder am eigenen Leib. Sie schlitterte erneut in eine gefährliche Situation, als sie die mafiösen Geschäfte um das Urbanisierungsprojekt PAC, in denen sich lokale Eliten auf Kosten einer bedürftigen Bewohnerschaft bereicherten (sie-

he dazu Kap. 6.2), zu skandalisieren begann. Schon 2009 war der Leiter des *Fórum Social de Mangueiros* mit dem Tod bedroht und verbannt worden, weil er sich kritisch zu PAC geäußert hatte, das Ortsvorsitzenden und Gangstern erhebliche Profitmöglichkeiten bescherte. Als diese auch Marias verarmtem Bruder das Recht stahlen, für das demontierte Haus entschädigt zu werden, in dem er gelebt hatte, versuchte sie zunächst, mit den Verantwortlichen zu verhandeln. Da dies ohne Erfolg blieb, drohte sie das korrupte Geschäftsgebaren, in das Staatsbedienstete, Baufirmen, Vereinsvorstände und *Comando*-Bosse involviert waren, bei der Staatsanwaltschaft anzuzeigen. Mit diesem aus Sicht der »lokalen Mafia« (2017) erneuten Verrat brachte sie sich wieder in Lebensgefahr und betrat danach den *Complexo de Mangueiros* möglichst selten und nur noch tagsüber.

5.5 Der Blick von außen: die aktuelle Favela als Kräftefeld verschiedener Gewaltakteure

Der folgende Ausschnitt gibt den Schlussteil unseres letzten Gesprächs wieder, das wir 2017 in einer westafrikanischen Metropole geführt haben. Ich verstehe dieses lange, weder gekürzte noch kommentierte, sondern lediglich leicht gestraffte Zitat als eine Art Postskriptum des Kapitels. Angeregt durch Beobachtungen in den irregulären Siedlungen ihrer neuen Stadt, die sie an die Favela vergangener Jahrzehnte erinnerten, blickte Maria hier auf deren Transformation zurück. Es ist ein pessimistischer, von früheren »Romantisierungen« entleerter Blick auf das Zusammenwirken der die Favela beherrschenden Gewaltakteure und ihrer gemeinschaftszerstörenden Effekte. Mit den boomenden Pfingstkirchen erlebte sie am Ende selbst jene Kräfte als heuchlerische Akteure, deren Ausbreitung auf dem missionarischen Versprechen gründete, im Auftrag Gottes eine Wiedergeburt der Favela bewirken zu können (vgl. Kap. 7).

»M: Ich hatte früher nicht den Außenblick, den ich heute habe. Ich habe die Favela nicht als großes Gefängnis verstanden, sondern als den besten Ort für mich zum Wohnen. Ich denke heute nicht mehr, dass ein Bandit Robin Hood ist, ich denke nicht mehr, dass die Polizei grundsätzlich ein Dämon ist. Es handelt sich eher um ein Kräftefeld zwischen den mächtigen Akteuren und in der Mitte von alldem, dieser Macht der Polizei, des Staates, des Drogenhändlers, befindet sich die verzerrte Realität des Bewohners [i.O. *do morador*, SL]. Es ist ein Jammer, dass der Bewohner [sic!] nicht weiß, dass er, indem er zeigt, dass er in der Favela überleben wird, der Stärkste ist. Aber aus Feigheit oder Ignoranz endet er als Sklave all dieser Gruppen, als Objekt. In Wirklichkeit verwandelte sich der Bewohner in ein Objekt, in eine Ware, die alle für sich nutzen.

Wenn ich jetzt in die Favela zurückkehre, denke ich mir, mein Gott, wie habe ich es geschafft, auf diese Weise zu leben. Ich möchte hier nicht mehr leben, weil ich nicht mehr den gleichen Blick auf all das habe. Du siehst hier den Trinker [i.O. *cachaçeiro*, SL], den unter Drogen Stehenden, die Mutter, die ihre Tochter verkauft. Du siehst Kinder, die kleine Dienste erbringen, die ihren Charakter deformieren, ihre Persönlichkeit. Du siehst den Drogenhändler, der in der Vergangenheit das Kind geschützt hat und dieses jetzt ausbeutet. Du siehst den Drogenhändler, für den früher eine Art Gesetz galt, dass er sich kein Mädchen aus einer Familie greifen konnte, jetzt solche Mädchen anmachen und die Eltern halten still, eben weil er ein Bandit ist. Wenn du heute siehst, dass es ein Bandit ist, der deine Tochter vergewaltigen wird, ihr Gewalt antun wird, sie schlagen, attackieren wird, bleibst du ruhig, weil er ein Bandit ist. All das ist die Favela heute. Sie ist ein Mikroinferno mit all diesen Krankheiten.

SL: Was ist der zentrale Unterschied im Vergleich zu früher?

M: Die moralischen Werte, ein Gefühl des Respekts, der Familie, das existiert heute nicht mehr. In der Mangueira, der Candelaria [*comunidade* im Complexo da Mangueira, SL] vielleicht noch am ehesten. Ich mag es dort, dort sind wir wie Geschwister, »ah, hallo Maria«, alle trinken gemeinsam, essen, du machst ein Essen und teilst es mit allen möglichen Leuten. In der Mangueira, zumindest der Candelaria war es immer so, in Manguinhos nicht.

SL: Warum ist es heute so viel schlechter als vor 30 Jahren?

M: Vielleicht habe ich vor 30 Jahren nicht das gesehen, was ich heute sehe. Denn ich wollte lesen, ich wollte Theater machen, ich habe in gewisser Weise nicht innerhalb des Alltags der Favela gelebt. Ich habe erst in Manguinhos damit begonnen, diesen Alltag zu beobachten, in diese dunkle Welt der Favela einzudringen. In der Mangueira war ich davon entfernt. Theater, politische Versammlungen, *movimento negro* machen, das war gesund.

SL: Denkst du nicht, dass es in der Favela immer diese Probleme der Prekariät, der Armut, des Fehlens von Bildung gab? Und dass du das Ganze womöglich besonders negativ wahrnimmst, weil du jetzt draußen bist?

M: Ich vergleiche das auch mit hier in Westafrika, du siehst hier auch all diese Probleme der Armut. Aber siehst du auch diese Gewalt? Hast du jemand mit einer Maschinenpistole gesehen?

SL: Nein, diese Art der Gewalt nicht.

M: Diese direkte Gewalt, die es in der Favela gibt, gibt es hier nicht. Ich glaube heute nicht mehr, dass mein Elend es rechtfertigt, so gewalttätig zu werden. Ich ziehe meine frühere Vorstellung sehr in Zweifel, dass die Erklärung für diese ganze Gewalt, die heute in Rios Favela existiert, die ich so gut kenne, in der Armut zu finden ist. Ich denke das heute nicht mehr, nachdem ich von Rio weggegangen bin, erst nach Brasília, dann zurück nach Rio, dann neu verheiratet nach Belem, dann wieder nach Europa reisend, nach Kolumbien, Argentinien, und jetzt bin ich

in Afrika. Als ich hier angekommen bin, dachte ich, ich sehe einen Film über das Rio de Janeiro meiner Kindheit. Diese Häuser, das Fehlen einer einfachen Kanalisation, das Fehlen von Strom, die Leute, die nur einmal am Tag essen, denen du ihre Mangelerkrankung ansiehst. Und sie berauben niemanden.

Ich habe keine Antwort auf die Gewalt der Favela, aber ich bin überzeugt davon, dass es nicht die Armut ist. Es kann sein, so habe ich kürzlich gedacht, dass diese Unterwelt, in der wir in der Favela leben, in der das Illegale das Legale ist, mit diesem einzigartigen Leben, das wir im Abseits führen, zusammenhängt. Wir haben keinen anwesenden Staat. Wir können nicht mit der Polizei rechnen, du kannst nicht mit dem Staat rechnen. Daher erschaffst du dir deine eigenen Gesetze und das, was innerhalb dieser Gesetze liegt, ist das, was in der Favela möglich ist. Das Illegale ist das Legale, das Falsche ist das Richtige, und das ist noch dazu abhängig von den Beziehungen, die das entsprechende Individuum zur lokalen Macht hat.

SL: Aber ist das in dieser Stadt hier anders? Weisen die informellen Siedlungen nicht die gleiche Art der Illegalität auf wie die Favelas in Rio? Sind nicht auch deren Regeln durch sie selbst gemacht?

M: Ich kenne die Regeln hier nicht. Aber du siehst hier keine neunjährigen Kinder, die Drogen verkaufen. Du siehst keine Zwölf- oder 13-jährigen, die in den Ecken Crack konsumieren. Du siehst kein Kind, das einen alkoholisierten Erwachsenen verprügelt. Du siehst keine Familie, die in der Öffentlichkeit eine Andere erniedrigt.

SL: Denkst du, dass das eine Frage der Moral ist?

M: Ich denke ja.

SL: Einer konservativen Moral? Einer Moral, die du ansonsten so verurteilst?

M: Das ist das Problem. Wir sind konservativ in der Favela. Viel konservativer als die Leute auf dem *asfalto*. Der Unterschied ist hierbei allerdings das Gesetz des Vorteils. Ich kann mit meiner ganzen Verhaltensweise konservativ sein. Aber ich verzichte auf meinen Konservatismus, wenn es einen Vorteil bringt. Zum Beispiel: Als ich noch ein Kind war, durfte ein Mädchen keinen Sex vor der Ehe haben. Und die Jungs, die Drogen nahmen, taugten nichts. Ein Mädchen, das sich mit einem Banditen zeigte, war nicht gut genug, um die Freundin von wem auch immer zu sein. Heute möchten aber alle gerne mit der »ersten Dame« befreundet sein. Und die »erste Dame« ist die Frau des Bandenchefs. Selbst Eltern führen ihm ihre Töchter zu. Mein Neffe [ein hochrangiges Mitglied des *Comando Vermelho*, SL] hat mir erzählt, dass ihm viele Mütter ihre Töchter angeboten haben. Oder sie behandeln ihre 15 oder 18 Jahre alten Söhne als Könige, weil sie Banditen sind, Waffen tragen, Drogen verkaufen, schnelles Geld haben.

Ich habe das in meiner ganzen Kindheit nicht erlebt. Bis vor etwa 20 Jahren habe ich das nie gesehen, diese Generationen, die sich nicht für Respekt, für Familienliebe interessieren. Zum Beispiel ist für mich das Wertvollste mein Sohn,

ich denke jeder Vater, jede Mutter empfindet die größte Liebe gegenüber den eigenen Kindern. Heute aber kann der Sohn eine Ware für mich sein. Eine Tochter umso mehr. Meine eigene Schwester hat einen Sohn, der schon als er zwölf Jahre alt war geraubt und mit Drogen gehandelt hat. Sie selbst holte die Drogen, die sie konsumiert hat, von ihm an seiner Verkaufsstelle ab. Er wurde fast ermordet, weil sie nicht dafür gezahlt hat und er hat sie deshalb geschlagen. Jetzt ist er 16 und hat mehr Eintragungen im polizeilichen Strafregister als ein erwachsener Mann, elf Eintragungen, mit 16 Jahren. Ich erinnere mich nicht daran, in meiner Jugend so derart offensichtlich falsche Dinge gesehen zu haben. Mich erschreckt das, denn es geht dabei nicht um notwendiges Geld, es geht um eine andere Beziehung zum Geld. Denn im Vergleich zu damals haben sie heutzutage immer etwas Geld, heute, morgen, sie werden es haben. Aber der Wert des Geldes ist ein Anderer, viel unmittelbarer. Selbst die evangelikalen Kirchen innerhalb der Favela predigen den Wert der materiellen Güter. Und wie verbesserst du deine materiellen Güter möglichst schnell?

SL: Das ist für mich ein interessanter Punkt, denn ich denke, dass die evangelikalen Kirchen sehr unterschiedlich sind. Es gibt diesen materialistischen Kirchentyp, aber auch ganz andere, die man eher als Antworten auf das empfundene Fehlen von Moral verstehen kann. Es sind moralisch sehr konservative Kirchen, die ihren Mitgliedern strikt vorschreiben, was sie tun dürfen und was nicht. Sie dürfen nicht trinken, den Männern wird es ausdrücklich verboten, ihre Frauen zu schlagen, sie müssen sich um ihre Familien kümmern und all dies.

M: Ja, das ist schon richtig, aber das Problem besteht häufig darin, dass der Pastor all dies predigt und danach selbst moralisch zu wanken beginnt. So diskreditiert er nicht nur sich, sondern auch die Werte, die er predigt. Er predigt für Familie und Enthaltsamkeit und sechs Monate später sehen alle, dass er selbst diese Werte bricht. Ich glaube nicht an Pastoren, die diesen Moralismus predigen und in Wirklichkeit nicht anders handeln als alle anderen. Die Pfarrer der katholischen Kirche dagegen sind liberaler und werden im Gegensatz zu den Pastoren der evangelikalen Kirchen nicht als Heilige stilisiert, die sie in Wirklichkeit nicht sind.

SL: Aber die katholische Kirche wird nicht nur als zu liberal wahrgenommen, sondern auch als eine Instanz, die im Alltag nicht helfen kann. Sie gilt als arrogant, die *padres* sind Akademiker, die die Favela nicht betreten. Die Bewohnerschaft fragt sich, was die Kirche für sie macht und was sie mit ihr zu tun hat.

M: Das ist eine der zentralen Sünden der katholischen Kirche, denn in der Vergangenheit waren die *padres* sehr wohl in der Favela aktiv. Sie halfen und organisierten viele Dinge, das machen sie nicht mehr. Grundsätzlich hat sich die katholische Kirche sehr geändert und auch deshalb gelang es der *Igreja Universal*, auf alles ihr Brandzeichen zu drücken.

SL: Die neopfingstlerische *Igreja Universal* predigt den gottgegebenen Wohlstand, ist aber in ihren Vorschriften auch sehr strikt.

M.: Mein Neffe O., der vom *Comando Vermelho*, hat der *Igreja Universal* Autos und Apartments abgekauft. Sie haben dort eine Linie des Spendens für Gewerbetreibende, die größere Dinge wie Apartments oder Autos an die Kirche spenden sollen. Wenn das geschehen ist, hat der Pastor aus der Kathedrale meinen Neffen angerufen und der hat sie der Kirche abgekauft.

SL: Wusste die Kirche, dass dein Neffe dem Drogenkommando angehört? Warum greift ein Pastor aus der Kathedrale der *Igreja Universal* ausgerechnet auf ihn zu?

M: Der Pastor war ein Jugendfreund von ihm, sie kommen beide aus Mangueira, und er war früher selbst Bandit. Mein Neffe trat hier als Investor auf, er hatte Geld und hat damit Geld verdient. Er hat eigens eine Autovermietungsfirma dafür gegründet, manchmal verkaufte er die Autos auch an Polizeikräfte. Die Leute, die solche großen Dinge spenden, sind oft gar nicht reich, sie wollen einfach ihr Leben verbessern. Die Kirche predigt ihnen, dass wenn sie etwas Größeres spenden, werde Gott ihnen das vergelten, indem er ihnen noch mehr gibt als sie bereits hatten. Wenn sie also ein Auto spenden, werden ihnen dafür zwei Autos versprochen. Sie arbeiten so mit dem Glauben, aber auch mit der Ignoranz der Leute.«